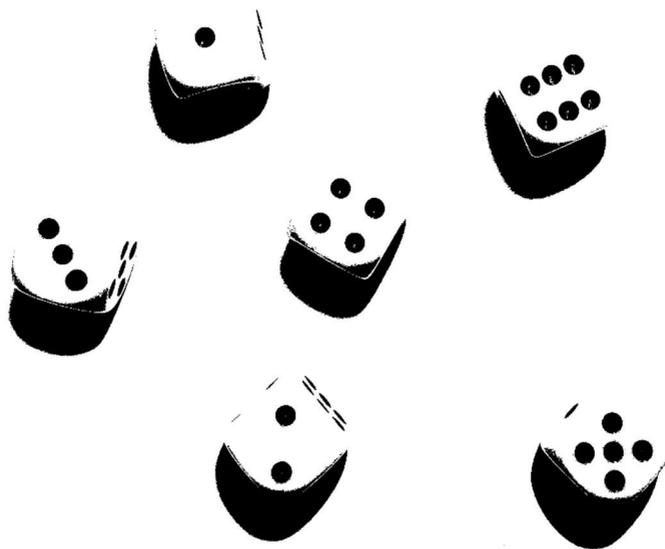


DER LETZTE PROZESS



Winter 2020

Paul Rösler

Die Richterin



Ich streiche mir über die saubere, schwarze Robe. »Wie viele Pressevertreter sind da?«, frage ich den Beamten an der Tür. »Die Üblichen bei solchen Prozessen: Süddeutsche, FAZ, Zeit, Spiegel, taz«, er pausiert kurz, »und natürlich die Gosse.« Einen Augenblick lang wundere ich mich darüber, dass dieser biedere, vielleicht sogar ordinäre, Justizbeamte die Boulevardpresse so herabwürdigend aber wortwörtlich beim Namen nennt. Ich frage mich außerdem, ob er damit nicht nur die *Bild* sondern auch die *Welt* meint, und wenn ja, ob er diese gemeinsame subjektive Zuordnung wegen des gleichen Inhalts oder wegen des gleichen Verlags vorgenommen hat. Vielleicht hat der Beamte die *Welt* aber einfach nur vergessen, zu erwähnen, oder der *Axel Springer Verlag* spart Geld, indem nur noch ein Journalist für all seine Zeitungen geschickt wird. »Komische schnelle Gedanken«, surrt es mir durch den Kopf, »Vorurteile über Vorurteile; zum Glück hat es niemand gehört; was soll überhaupt ein ›ordinärer‹ Beamter sein? Warum soll der nicht auch zwischen Qualitätsmedien und Gossenblättern unterscheiden? Warum bin ich in mir manchmal so unausstehlich arrogant? Und weshalb ist unser Zorn gegen Teile der Presse eigentlich so weit verbreitet, dass selbst ich so abschätzig über sie denke? Naja, vielleicht wegen ihrer großen Macht und dem damit teilweise einhergehenden Machtmissbrauch.« Während ich meine Vorurteile still sortiere, dekonstruiere, rechtfertige und mit gewissem Stolz begutachte, schreite ich anmutig durch die Tür. »Das Publikum erhebt sich«,

albere ich beim Anblick auf die sich aufrichtenden Teilnehmer und Beobachter im Gerichtssaal nuschelnd vor mich her. Als wäre ich der Star, auf den sie alle gewartet haben, begeben sich mich erhaben vor meinen Stuhl, ziehe ihn mit minimaler Regung unter mein Gesäß und fordere dabei die versammelte Gemeinschaft auf, sich zu setzen. Als alles ruhig ist, schaue ich nach rechts in die Augen des Angeklagten. Ein erster tiefer selbstsicherer Blick schafft schon einen wichtigen Vorsprung in ausgestrahlter Autorität. Das Blickduell, bei dem derjenige verliert, der zuerst den Augenkontakt aufgibt, gewinne ich deutlich. In weiser Voraussicht auf mögliche spätere Spielchen des Angeklagten, die ich mit einer früh etablierten, steilen Autoritätshierarchie unterbinden kann, beginne ich meist beim ersten Kontakt damit, mir meine Rolle zu sichern. Ingeheim gestehe ich mir aber auch ein, dass ich mit meinen Spielchen mein Unbehagen bekämpfe, das sich in mir immer noch bildet, wenn ich mir die chauvinistischen Gedanken einiger Anwesender vorstelle, die mir die Befähigung für das Richteramt nach einem Blick auf meine sekundären Geschlechtsmerkmale absprechen. Abrupt endet mein Denken, als ich unbemerkt tief durchatme, um für meine Aufforderung an den Angeklagten Luft zu holen: »Herr Kraupp, bitte treten sie vor! Ich lese nun ihre Personalien vor. Bitte korrigieren sie mich wenn nötig. Alexander Aaron Kraupp, geboren am 21. Januar 1954 in Wattenscheid, ohne festen Wohnsitz in Deutschland, von Beruf Selbstständig als Geschäftsführer ihres eigenen Unternehmens.« Ein glatter Mann, in gewisser Weise rustikal aber schick. Die Haare an den Seiten kurz geschoren, über der Stirn ein bis zwei Zentimeter lang geschnitten, leicht zur Seite gegelt, soweit es das dichte Deckhaar zulässt, grauer Ansatz. Meine männlichen Kollegen würden sich mit ihm unter anderen Umständen über die Zeit beim Bund austauschen; über die Scharmützel in der Kaserne; sie würden ihre Dienstgrade aufsagen—um die Hierarchie nach innen festzuzurren

und nach außen eine elitäre Abgrenzung herzustellen. Er nickt und antwortet laut und deutlich mit einem entschlossenen »Ja!« Ich lasse seine Antwort verhallen bevor ich den Staatsanwalt bitte, die Anklageschrift zu verlesen.

»Der Angeklagte begann nach seinem Hauptschulabschluss eine Lehre im elterlichen Eisenwarengeschäft, in dem er bis zu seinem 25. Lebensjahr arbeitete. Danach wechselte er in den Vertrieb einer norddeutschen Werft, worauf er sich als unabhängiger Schiffsmakler im internationalen Handel für Seeschiffe selbstständig machte. Im Verlauf dieser Selbstständigkeit gab er seinen deutschen Wohnsitz auf und lebte nach eigener Auskunft gegenüber den Melde- und Steuerbehörden fortan auf seinen Schiffen in internationalen Gewässern.«

»Frau Richterin«, unterbricht der Angeklagte den Staatsanwalt, »sind diese Details zu meiner Biografie hier von Relevanz?« In seiner Stimme klingt ein gedämpftes Kratzen mit, das auf eine längere Raucherkarriere schließen lässt. »Sie können ihre Sicht der Dinge danach gerne kundtun, aber lassen sie den Staatsanwalt bitte fortfahren«, erwidere ich und schwenke meinen Blick zurück zu meiner Linken.

»Aus seinem Schiffsmaklerunternehmen gründete der Angeklagte Anfang 2017 eine Dienstleistungsgesellschaft, die hauptsächlich Verwaltungs-, Instandhaltungs- und Reinigungstätigkeiten für Wohneinrichtung anbot. Die Kundschaft dieser Gesellschaft beschränkte sich primär auf Pflege- und Altenheime. Neben den üblichen Aufgaben übernahm die Gesellschaft des Angeklagten bei allen Kommunal-, Landtags-, Bundestags- und Europawahlen seit 2017 die Organisation für die jeweilige Durchführung der Wahl der Heimbewohner. Dazu gehörte die Begleitung und Hilfe der Bewohner beim Beantragen der Briefwahlunterlagen, beim Wählen und beim Versenden der

ausgefüllten Stimmzettel. Die Heimbetreiber, die diese Dienste des Angeklagten und seiner Gesellschaft in Anspruch nahmen, verzichteten dabei auf das kommunale Angebot, einen mobilen Wahlvorstands für diese Aufgaben zu beauftragen. Dieser Wahlvorstand, bestehend aus Mitarbeitern der Gemeindeverwaltung, hätte die Wahl für die Bewohner kostenlos direkt in den Unterbringungen durchgeführt. Stattdessen griffen diese Heimleitungen seit 2017 bei Wahlen durchweg auf die Dienste der Gesellschaft von Herrn Kraupp zurück, die dafür ebenfalls keine Kosten veranschlagte. Die Briefwahlergebnisse aus den Wahlkreisen der Heime schwankten seit 2017 im Vergleich zu anderen Wahlkreisen signifikant. Dies ergab ein Gutachten des Bundeswahlleiters, das in den Akten vermerkt ist. Als besonders auffällig wurde angemerkt, dass andere Wahlkreise, in denen Heime verortet sind, die nicht zum Kundenkreis des Angeklagten gehörten, keinerlei Auffälligkeiten in den Wahlergebnissen aufwiesen. Die Ergebnisse dieses Gutachtens führten dann zu weiteren Ermittlungen und Durchsuchungen des Bundeskriminalamts in Zusammenarbeit mit der Bundesanwaltschaft. Dabei wurden zwei handschriftlich verfasste Notizen entdeckt, die angebots- oder vertragsähnliche Inhalte aufwiesen: tabellarisch sind darauf die Kosten für Stimmen für die im Bundestag vertretenen Parteien aufgeführt. Die Anzahl der maximal zu erwerbenden Stimmen liegt dabei nahe der Anzahl der Bewohner in den bereits erwähnten Heimen. Eine durchgeführte DNA-Analyse der Spuren auf diesen beiden Notizzetteln ergab Übereinstimmungen mit dem Angeklagten sowie zweier Unternehmer, deren Verfahren abgeondert von diesem Verfahren verhandelt werden. Im Anschluss an diese Ermittlungen wurde außerdem eine Lagerhalle des Angeklagten und darin aufbewahrte Computer durchsucht. Auf den Festplatten dieser sichergestellten Geräte wurden Druckvorlagen für Wahlscheine gefunden. Um Auffälligkeiten beim Wahlprozeder in den

Heimen herauszustellen, fasse ich kurz die übliche Briefwahl zusammen: 1. Der Wähler erhält per Post eine Wahlbenachrichtigung, 2. der Wähler beantragt mit dieser Benachrichtigung per Post die Unterlagen zur Briefwahl, 3. der Wähler erhält per Post den Wahlschein, füllt diesen aus und sendet ihn per Post wieder zurück. Die als Zeugen geladenen Heimleitungen haben in ersten Vernehmungen das Wahlverfahren in ihren Heimen wie folgt beschrieben: Die Mitarbeiter des Angeklagten haben in den Heimen Kabinen aufgestellt, in denen die Bewohner ihre Briefwahlunterlagen nach Empfang der Wahlbenachrichtigung ungestört beantragen konnten. Diese Antragsbriefe wurden dann von den Mitarbeitern des Angeklagten wieder eingesammelt und von Räumlichkeiten des Angeklagten aus an die Wahlbehörden verschickt. Die Antragsdokumente und Briefwahlunterlagen wurden laut den Heimleitern jeweils direkt an die einzelnen Bewohner adressiert in die Heime verschickt. Laut archivierten Unterlagen der Wahlbehörde war die gemeinsame Empfängeradresse aller Briefwahlunterlagen jedoch immer eine, die der Gesellschaft des Angeklagten zugeordnet werden können. Dazu muss erwähnt werden, dass die Wähler die Empfangsadresse der Briefwahlunterlagen beim Beantragen abweichend von der Meldeadresse angeben können. Aussagen von Mitarbeitern der Wahlbehörde lassen darauf schließen, dass diese Umstände zuvor nicht beanstandet oder untersucht wurden. Laut den Aussagen der Heimleitungen wurde die Wahl der Bewohner dann ebenfalls in den Wahlkabinen in den Heimen durchgeführt, wobei die verschlossenen Wahlbriefe wiederum von den Mitarbeitern des Angeklagten gesammelt und außerhaus an die Wahlbehörden geschickt wurden. Konfrontiert mit diesen Fakten, erklärte sich der Angeklagte in der ersten Vernehmung als Beschuldigter nach Paragraph 107a Strafgesetzbuch *Wahlfälschung* und Paragraph 107c Strafgesetzbuch *Verletzung des Wahlheimnisses* wie folgt: Seine Mitarbeiter

haben die originalen Wahlunterlagen in den Räumlichkeiten seiner Gesellschaft jeweils durch Fälschungen ersetzt, sodass die Heimbewohner bis auf die ursprüngliche Wahlbenachrichtigung nie Originale, sondern immer nur gefälschte Dokumente ausfüllten. Diese Fälschungen wurden dann direkt nach dem Ausfüllen von den Mitarbeitern des Angeklagten vernichtet. Die originalen Dokumente wurden hingegen von den Mitarbeitern des Angeklagten ausgefüllt. Zusammengefasst lässt sich das Prozedere also wie folgt beschreiben: Nur der Schritt 1—das Benachrichtigen der wahlberechtigten Heimbewohner— fand regulär statt. Jegliche weitere Kommunikation zu den Wahlbehörden wurde von Herrn Kraupps Mitarbeitern übernommen, während den Heimbewohnern nur die Durchführung einer Wahl mit Hilfe von gefälschten Unterlagen vorgespielt wurde. Der Angeklagte, Herr Alexander Aaron Kraupp, wird somit beschuldigt, sich der Wahlfälschung nach Paragraph 107a Strafgesetzbuch in Tateinheit mit der Verletzung des Wahlgeheimnisses nach Paragraph 107c Strafgesetzbuch bei den Bundestagswahlen in den Jahren 2017 und 2021, der Europawahl im Jahr 2019, sowie mehrerer Kommunal- und Landtagswahlen im Zeitraum zwischen 2017 und 2021 schuldig gemacht zu haben.«

Ein kurzer Gedanke an meine Großmutter, die gefühlt die penibelste und akribischste Demokratin der Welt ist und sich auf Wahlen freut, wie kleine Kinder auf Weihnachten, lässt mir einen Kloß im Hals wachsen. Mein Wissen über Statistiken, die ermittelt haben, dass gerade sehr alte Menschen zumindest gegen das Erstarken Rechtsradikaler wählen, macht mich zusätzlich subjektiv rational wütend. All das versuche ich mir nicht anmerken zu lassen. »Herr Kraupp,« drücke ich aus meiner noch vom Kloß verstopften Kehle heraus, »möchten sie sich dazu äußern?«

Nachdem er sich mit seiner rechten Hand am nach unten gebeugten Hinterkopf kratzt, setzt er an: »Frau Richterin, auch wenn das aus ihrer Sicht und aus der Sicht aller überzeugten Mitglieder dieses Staates sehr wahrscheinlich schwer nachvollziehbar ist, versuche ich es ihnen zu erklären.« Er lehnt sich nach vorn, wie ein Vater, der seinen Sohn jetzt über die *echten* Wahrheiten im Leben aufklären möchte: »Ich bin im Ruhrgebiet aufgewachsen. Da waren die Parteien zwar immer da, aber geändert hat sich meist nur etwas, wenn die Arbeiter es selbst in die Hand nahmen. In den meisten Fällen war es mir eigentlich egal, was die Politik da macht. Am Schluss geht es denen sowieso nur darum, wiedergewählt zu werden, sodass sie in den allermeisten Fällen pragmatische und opportune Entscheidungen fällen, die ihrer Wählerschaft gefallen. Spätestens als ich auf See war, habe ich gemerkt, dass ich mein eigener Chef bin. Für echte Solidarität brauche ich keinen Staat, der sie von mir einfordert. Sowieso haben die meisten nicht fachlichen, politischen Entscheidungen etwas mit subjektiven, moralischen Abwägungen zu tun, zu denen man eben so oder so stehen kann. In unserer Demokratie gilt am Schluss die Regel, die die Mehrheit gut findet. Die Mehrheit hat aber überhaupt nicht nachgedacht. Die Mehrheit ist überhaupt nicht ausgebildet, um moralische Abwägungen vorzunehmen. Die meisten Menschen treffen ihre Entscheidungen nicht danach, was angebracht, was nachhaltig, was verallgemeinerbar, was zivilisiert, was solidarisch wäre, sondern danach, ob es dafür eine Strafe oder eine Belohnung geben kann, und wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, überhaupt erwischt zu werden oder die Belohnung einheimsen zu können. Sie wägen also ab, ob sie selbst profitieren können oder sanktioniert würden. Es ist nun mal so, dass viele Menschen mehr Angst davor haben, in der Hölle oder im Knast zu landen, als dass sie ihre Entscheidungen auf einer reflektierten eigenen Moralvorstellung aufbauen. Sich in dieser Gesellschaft davon unterjochen zu lassen, was die

Mehrheit wählt, betrachte ich nicht als sonderlich klug oder bedacht. Und ob nun fünfzig Prozent oder Zweidrittel einer Gesellschaft entscheiden, woran sich alle zu halten haben, ist vollkommen willkürlich. Stellen sie sich das mal vor: Sie können hier leben, ohne dass sie in ihrem Leben je eine politische Entscheidung moralisch mitgetragen haben. Trotzdem können sie sich strafbar machen, wenn die anderen eben gesagt haben, dass das nun mal so ist. Denken sie nur an einen Sozialdemokraten im tiefen Bayern. Der wird seit eh und je von der CSU regiert. Wo die gemeinsame Intelligenz der bürgerlichen Mehrheit im schlimmsten Fall enden kann, haben wir ja vor knapp achtzig Jahren gesehen. Um es auf den Punkt zu bringen: Wenn eine Minderheit sich von einer Mehrheit bestimmen lässt, was sie zu tun hat, dann ist das für mich keine zivilisierte, ehrenhafte Demokratie, sondern einfach ein Haufen Dummer, der sich vorspielen lässt, aller paar Jahre sein Glück beeinflussen zu können, aber im Großen und Ganzen einfach nur irgendeinen Karren zieht, dessen Richtung die anderen festlegen. Und die ganzen Berufspolitiker sind für mich nur Möchtegernausgewählte: wer ein Leben lang davon überzeugt ist, dass seine Meinung die richtige für die Gesellschaft sei, und dafür kämpft, dass diese Meinung irgendwann von der Mehrheit als richtig anerkannt wird, muss schon sehr arrogant und verblendet sein. Ich will hier niemanden belasten, aber ich kann ihnen sagen, dass ich meine ehemaligen Kunden im Wahlbetrügergeschäft kenne.«

»Was für ein verbitterter Mann«, denke ich, »und selbst so arrogant und überheblich. Erhaben trampelt er über die Sandburgen der anderen, die an diesem Strand der Gesellschaftsverträge gemeinsam gewillt sind, eine strukturierte, transparente, solidarische Gemeinschaft mittels Demokratie zu verwirklichen«. Bevor er begann zu sprechen, hatte er noch eine gewisse Altersschönheit an sich—einen Hauch von George Clooney. Jetzt sieht

er nur noch wie der hässliche alleinstehende Nachbar aus, der jedes Gespräch am Gartenzaun mit einer Hasstirade über ›die da oben‹ beginnt; mit dem man kein Gespräch über die schönen Dinge im Leben führen kann; der den Hang der anderen zum Miteinander als verblendete Ponyhofidylle verlacht; der sich abends allein auf dem Sofa köstlich über abwertende Sprüche von Dieter Nuhr und Lisa Eckhart amüsiert und dann meint, die Öffentlich-rechtlichen seien gesteuert; der das Wort ›Gutmensch‹ als Beleidigung verwendet; der einen »Fridays for Hubraum«-Aufkleber stolz neben dem Auspuff seines Diesels angebracht hat; der meinte, er sei Opfer von Diskriminierung geworden, als er zum Rauchen vor die Kneipe gehen musste. Ich lege seine Äußerung in meinem Kopf als zusammenhanglose, unstrukturierte, wutentbrannte Anklage an alle anderen, die nicht er sind, ab. Immerhin wird dieser Prozess durch sein Geständnis nicht besonders lang.

Die Forscherin



»... Unser Simulator kann dadurch alle Sinneswahrnehmungen, die mit Hilfe dieses Ganzkörperanzugs aufgezeichnet werden, in Echtzeit an die Simulation weitergeben. Dazu zählen die auf der äußeren Haut wahrgenommenen Berührungen und die Temperatur, die Wahrnehmung im Raum—also Orientierung und Gleichgewicht—, sowie visuelle und akustische Reize. Die Sensoren in Mund und Nase können dazu die fünf Geschmacksqualitäten süß, sauer, salzig, bitter und umami im Speichel,

sowie über 350 verschiedene Aromen in der eingeatmeten Luft detektieren und an den Simulator leiten. Schließlich zeichnet der Sensor in der Halsschlagader Hormone und andere Botenstoffe innerhalb des Körpers auf. Damit sind alle wesentlichen Einflüsse auf den menschlichen Körper abgedeckt. Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeit!« Applaus erfüllt den Saal. Ich schließe meinen Laptop, klemme ihn mir unter den Arm und verlasse die Bühne. Ein in Anzug gekleideter Mann, der während meines Vortrags auffällig aufmerksam in der ersten Reihe sitzend zuhörte, kommt auf mich zu. Nicht nur seine Aufmerksamkeit selbst war auffällig, sondern auch, dass mir diese Aufmerksamkeit von einer Person mit diesem ungewöhnlichen Kleidungsstil geschenkt wird: Niemand trägt bei einer wissenschaftlichen Konferenz Anzug. Mit einem freundlichen »Guten Tag Frau Kullar! Mein Name ist von Bauer« spricht er mich noch im Gehen an und streckt mir die Hand entgegen. »Sehr erfreut!«, antworte ich beim Handschlag. »Sehr erfreut?«, denke ich, »Nur weil er Anzugträger ist und ein ›von‹ im Namen hat, muss ich ja nicht direkt wie eine Adlige klingen.« »Wie kann ich ihnen helfen?«, führe ich fort und beiße mir dabei auf die Zunge. »Ich bin doch keine Sekretärin, die dem dahergelaufenen Schnösel den Arsch abwischt«, denke ich, aber sage dann: »Sie können mich gerne duzen und Daphne nennen. Das macht man hier so.« »Hallo Daphne, schön dich kennenzulernen! Ich bin Friedrich.« Er bekundet mir danach in einem längeren Gespräch sein Interesse an meiner Forschung. Auf viele Nachfragen erkläre ich ihm Details und verdeutliche den Stand meiner Forschung. »Ein Freund von mir hätte großes Interesse, sich von deinem Simulator überzeugen zu lassen, indem er ihn selbst ausprobiert. Wäre das möglich?«, fragt er plötzlich. »Grundsätzlich Nein und eigentlich auch im Speziellen Nein, aber jemandem Nein ins Gesicht zu sagen fällt jedem Menschen schwer«, denke ich, »aber mir bleibt nicht viel Zeit auf diese Frage, auf deren Beantwor-

tung ich vollkommen unvorbereitet bin, weil ich sie nicht erwartet hatte, eine Ausrede oder eine ehrliche Antwort zu finden, denn außer mir wird in diesem Gespräch niemand anders etwas sagen, bis ich geantwortet habe«, also sage ich: »Ich weiß nicht. Also eventuell schon, aber aktuell ist er noch ...« Er unterbricht mich: »Mein Freund würde dir wahrscheinlich ohne weitere Bedingungen ein komplettes Forschungsjahr finanzieren.« »Ich versteh nicht ganz«, erwidere ich. »Also so 'ne halbe Mio' sollte da wahrscheinlich drin sein«, führt er aus. »Naja, wir können uns ja einfach in den nächsten Wochen mal in meinem Labor treffen. Bis dahin ...« Wieder unterbricht er mich: »Mein Freund würde sich, glaube ich, sehr darüber freuen, wenn es schon in den nächsten Tagen ginge. Hättest du diese oder nächste Woche Zeit für ein gemeinsames Treffen? Das wäre natürlich noch keine Zusage. Du kannst dir bis dahin ja überlegen, inwieweit er das Gerät testen kann.« Nach einem kurzen Blick auf meinen Kalender antworte ich: »Mittwoch hätte ich Zeit.« »Gut, also Mittwoch, den 01.12.2021. Wie viel Uhr?«, fragt er. »Um 10 Uhr würde ich sagen. Und sag deinem Freund, dass er am Tag vorher nichts mehr essen soll.« Er nickt, streckt mir nochmal die Hand entgegen und verabschiedet sich: »Ein sehr angenehmes Gespräch!« »Fand ich auch«, denke ich vor mich hin, schüttle ihm die Hand und gehe, nachdem er das Foyer durch den Ausgang verlassen hat, an der Schnittchentheke vorbei direkt an die Sektkabine und kippe mir ein Glas auf ex in den Mund. »Ahhhhh«, rauscht es aus meinem Hals zurück womit ich zuerst die Erleichterung nach meinem gelungenen Vortrag, dann den Wohlgeschmack des Sekts—insbesondere zur ersten Konferenz nach der Pandemie—, außerdem die Freude über das wirklich angenehme Gespräch, des Weiteren die Verwunderung über die unerwartete Frage nach dem Testen meines Simulators und schließlich die Begeisterung über die soeben in Aussicht gestellte

Fünfhunderttausend-Euro-Unterstützung für meine Forschung feiere.

•

Meine Augen öffnen sich. Ich richte mich auf. Gegen den Widerstand der Kabel, die meinen Körper mit dem Computer verbinden, greife ich nach dem Bildschirm, der auf dem Schreibtisch steht. »Rotkohl«, ist das erste Wort, das ich darauf lese. Ich assoziiere damit große Gelage am Tisch meiner Großmutter: Festtagsessen. Durch meine Nase zieht imaginär der Geruch von wohlriechender Herzhaftigkeit. Ich denke auch an rotes Blut und deshalb an Schmerz. Um mich davon nicht bedrücken zu lassen, lese ich das nächste Wort auf dem Bildschirm: »Kran«. »Meine Lieblingsbaumaschine«, denke ich sofort. Ich stelle mir gelbe Teleskopkrane vor und erinnere mich daran, dass der Plural von Kran komisch klingt: ›Krane‹. Wie ›Zirkus‹ zu ›Zirkusse‹ statt ›Zirküsse‹. Plötzlich leuchtet das rote Licht an meiner Brille auf. Um sofort die Stromversorgung des Computers zu unterbrechen, an den ich ange-

Meine Augen öffnen sich. Ich richte mich auf. Gegen den Widerstand der Kabel, die meinen Körper mit dem Computer verbinden, greife ich nach dem Bildschirm, der auf dem Schreibtisch steht. »Rotkohl«, ist das erste Wort, das ich darauf lese. Ich assoziiere damit große Gelage am Tisch meiner Großmutter: Festtagsessen. Durch meine Nase zieht imaginär der Geruch von wohlriechender Herzhaftigkeit. Ich denke auch an rotes Blut und deshalb an Schmerz. Ich erinnere mich an eine kleine rot-blaue offene Wunde, die ich in der Grundschule einem Mitschüler durch einen Stich mit der Spitze meines Füllers in seinen Oberarm zufügte. Beim Gedanken daran stelle ich mir seinen Schmerz vor und zucke davon innerlich zusammen. Ich zucke aber nicht äußerlich, obwohl ich das erwartet hätte. Das rote Licht an meiner Brille leuchtet auf. Mir wird schwindlig. Meine Muskeln bewegen sich gegen meinen Willen. Ich ver-

geschlossen bin, drücke ich meine Faust zusammen wodurch der darin liegende

liere die Kontrolle. Ohne mein Zutun ballt sich meine Faust. Es wird dunkel.

Schalter ausgelöst wird. Ich setze die Brille ab, ziehe die Stecker meines Ganzkörperanzugs heraus, nehme die Kopfhörer aus meinen Ohren, löse die Verkabelung meiner Blutüberwachung am Hals und nehme den Mund-Nasen-Sensor aus dem Gesicht. Beim Aufstehen und auf dem Weg raus aus dem Labor in mein Büro wird mir kurz schwindelig. Während ich dann im Büro die aufgezeichneten Daten durchschaue, klopft es an meiner Tür. »Daphne!«, hallt es aus dem Gang durch den Türspalt. Friedrich drückt, ohne darauf zu warten, dass ich ihn hereinbitte, die Tür auf. Er bleibt im Türrahmen stehen und streckt den Arm aus, um dem ihm nachfolgenden älteren Herrn den Weg ins Büro zu weisen. »Das ist mein Freund Sasha Hekler.« Mit langsamem, bedachtem Gang tritt der Herr, der leicht älter als Friedrich zu sein scheint, durch die Tür: »Guten Tag Frau Kullar, es freut mich sie kennenzulernen!« »Die Freude ist ganz meinerseits«, erwidere ich dieses Mal ganz bewusst im Ton einer elitären Forscherin. Er trägt ein grobmaschiges Sacko, darunter einen schwarzen Rollkragenpullover, Dreitagebart. »Irgendwie schick«, denke ich mir. »Sie möchten gerne meinen Simulator ausprobieren, hat mir Herr von Bauer erzählt. Die Nutzbarkeit— das wird er ihnen ja sicherlich mitgeteilt haben— ist bisher noch sehr eingeschränkt. Was genau interessiert sie denn?« Innerlich hatte ich mich schon am Abend der Konferenz dafür entschieden, einer Nutzung meines Simulators zuzustimmen, wenn ich damit fünf Mitarbeiter für ein Jahr oder eben zwei Mitarbeiter für zweieinhalb Jahre einstellen kann. Das Problem, das Geld ins Unisystem zu überführen und damit für mich nutzbar zu machen, ist zwar nicht gering, aber eigentlich immer lösbar. Herr Hekler führt, während ich denke, aus: »Friedrich hatte mir berichtet, dass sie mich selbst simulieren können und sowohl

mir als auch der Simulation Fragen stellen, die wir beide—also die Simulation und ich—beantworten. Im Idealfall, so meinte er, würde sich die Simulation fast genauso verhalten wie ich. Vielleicht erklären sie das einmal selbst, bevor ich Quatsch erzähle.« »Genau«, erläutere ich, »aber am besten fang ich weiter vorne an: Um eine Simulation von ihnen erstellen zu können, müssen wir ihr Gehirn in einer Art komatösem Zustand scannen. Sie können sich das wie eine genauere Kernspintomographie ihres Kopfs vorstellen. Dafür nehmen sie ein etwas stärkeres Schlafmittel ein, das ihre Hirnströme in einen fast vollkommenen Stillstand versetzt. Danach werden sie in diese Röhre geschoben, die Stück für Stück die Struktur ihres Hirns abtastet und digitalisiert.« »Hat das irgendeine negativen Folgen für mich?«, hakt er nach. »Sowohl die Betäubungsmittel als auch die Technik zum Abtasten der Organe—in dem Fall ihres Gehirns—sind lang erprobt und unbedenklich. Einzig die Genauigkeit der Abtastung in dieser Kernspintomographieröhre hat in den vergangenen zwei Jahren einen Quantensprung gemacht, was aber bisher keine negativen Auswirkungen zeigte. Tatsächlich hat man in einem Tierversuch zum Abtasten des Gehirns einer Maus vor zwei Jahren mal die Hirnmasse dieser Maus in winzige Scheiben geschnitten, dann mit Mikroskopen abfotografiert und anschließend digitalisiert—das hatte natürlich vorher tödliche Folgen für die Maus, aber bei ihnen passiert das ganze ja kontaktlos in der Röhre«, witzel ich. Da meine flachen Witze selten gut ankommen und auch dieses Mal nur ein müdes Lächeln in den Gesichtern meiner beiden Zuhörer zu sehen ist, setze ich schnell fort: »Ihr Gehirn wird dann im Computer nachgebaut. Im Wesentlichen werden die Neuronen nachgebildet, die die Schaltung ihres Gehirns darstellen. So ein neuronales Netz ist letztlich einfach nur eine große Ansammlung von Knoten, die einen bestimmten Zustand haben, und Kanten zwischen diesen Knoten, die Signale zwischen den Knoten verschicken, abhängig

davon in welchem Zustand die sendenden Knoten gerade sind. Der Zustand der Knoten wird mit jedem ankommenden Signal geändert. Das einzige, was wir also beim Abtasten erfahren wollen sind:«, dabei zähle ich mit den Fingern meiner rechten Hand mit, »1. diese Knoten in ihrem Gehirn, 2. die Synapsen— also welche Knoten mit welchen anderen Knoten durch Kanten verbunden sind —, 3. der aktuellen Zustand jedes Knotens, 4. die Bedingungen unter denen jeder Knoten in andere Zustände wechselt und 5. in welchen Zuständen jeder Knoten Signale an die mit ihm verbundenen anderen Knoten schickt.« Während Herr Hekler überfordert raunt: »Sie haben mich verloren«, fragt Friedrich begeistert nach: »Das könnt ihr alles erfassen, indem ihr Sasha einfach in die Röhre schiebt?« »Das tut mir leid, Herr Hekler, aber diese Details sind auch gar nicht wichtig« versuche ich ihn zu erleichtern, »ich bin nur immer wieder froh, wenn ich das jemandem erklären kann, und schweife dann viel zu weit aus. Und ja, Friedrich, die Genauigkeit der Abtastung ist wirklich erstaunlich. Allerdings passieren immer wieder kleine Messfehler, die wir dann auch in der Simulation bemerken könnten. Während der gesamten Verarbeitung der Abtastdaten dürfen sie, Herr Hekler, jedenfalls nicht denken, denn ansonsten hat sich der Zustand der Neuronen, also der Knoten, in ihrem Kopf direkt wieder verändert. Sie schlafen also bis die digitale Abbildung ihres Gehirns im Computer fertig erstellt ist. Gerade bevor sie in mein Büro kamen, ließ ich eine Simulation mit mir selbst zusammen laufen. Der Anfangszustand der Simulation basierte allerdings auf einer Abtastung von vor ein paar Tagen. Da ich in der Zwischenzeit gelernt hatte, Gedanken an Schmerz während der Simulation zu unterdrücken— die Simulation hatte das aber eben nicht gelernt—, waren die beiden Erlebnisse— also meins und das der Simulation— sehr schnell vollkommen unterschiedlich.« »Okay. Und wie läuft das dann ab; also dieses Ablaufen der Simulation?«, möchte Herr Hekler dann wissen.

Ich merke, dass ich auf den Punkt kommen und nicht dauernd für ihn irrelevante Details vertiefen sollte: »Sobald der Zustand ihres Gehirns also im Computer repliziert wurde, wird ihnen ein Mittel gespritzt, das sie aufwachen lässt. Die Simulation im Computer wird dann gleichzeitig gestartet. Dabei stecken sie in diesem Vollkörperanzug«, ich zeige auf das Kleidungsstück, das wie ein mit Kabeln übersäter Neoprenanzug aussieht, welches ich mir vorhin beim Eintritt ins Büro abgestreift und an den Schrank gehängt hatte. »Dieser Anzug misst den Druck und die Temperatur auf ihrer Haut präziser als es ihr eigener Tast- und Temperatursinn kann. Ihre eigene Haut spürt Berührungen und Wärme dann, wenn sie aufwachen, natürlich unter dem Anzug. Die Simulation erhält die verarbeiteten Signale des Anzugs so, dass es sich für sie genauso anfühlt, als würde sie selbst im Anzug stecken. In den Stoff des Anzugs ist um den Kopf ein Gleichgewichtssensor verbaut, der Drehungen und die Lage im Raum misst. Sie tragen außerdem eine Brille mit integrierter Kamera, Kopfhörer mit integrierten Mikrofonen, eine Vorrichtung über Mund und Nase, die den Geschmack und den Geruch aufzeichnen, sowie einen Venenkatheter, also eine Nadel in der Halsschlagader, der Botenstoffe im Blut detektiert. Die Signale dieser Sensoren werden dann direkt an die Simulation im Computer weitergegeben und vorher so umgewandelt, dass sie von den tatsächlichen Wahrnehmungen nicht unterschieden werden können. Damit hat die Simulation, bis auf minimale Messungenauigkeiten, die gleichen äußeren Sinneswahrnehmungen wie sie selbst. Der Anfangszustand und alle danach wahrgenommenen äußeren Einflüsse stimmen für sie und ihre Simulation also überein.« »Und dann stellen sie uns Fragen«, will Herr Hekler jetzt wissen, woraufhin ihm Friedrich ins Wort fällt: »Keine Eile, Sasha! Setz die nette Daphne nicht so unter Druck.« Ich grinse vor mich hin, da ja Friedrich ein genauso stürmischer Zeitgenosse ist. »Das mit den Fragen klären wir dann,

wenn die Simultansimulation läuft«, während ich ›Simultansimulation‹ ausspreche, bemerke ich die fragenden Falten auf Herrn Heklers Stirn, »also nachdem sie aufwachen und gleichzeitig ihre Simulation startet. Noch ein Hinweis, um ihnen die Angst zu nehmen: Die Simulation wird die ganze Zeit vom Computer überwacht. Sobald sie Schmerzen spürt, sich aufhängt, oder sich die simulierten Gedanken im Kreis drehen, geht ein rotes Licht in ihrem Sichtfeld an. Sowohl sie als auch die Simulation können die Simulation dann direkt beenden, indem ein Knopf in der Hand gedrückt wird. Wenn das nicht geschieht und das Problem sich nicht von selbst auflöst, endet die Simulation kurz darauf von allein.« »Warum sollte ich davor Angst haben, dass die Simulation Schmerzen spürt? Und wie kann die Simulation den Knopf in meiner Hand drücken?«, will Herr Hekler mit einem von Unverständnis geprägten Ton wissen. »Naja, wenn Wesen Schmerz wahrnehmen, ist das in der Ethik häufig ein Grund dafür, ihnen Rechte zuzusprechen. Dabei sind viele Moralen darauf gerichtet, den Schmerz für so viele Wesen wie möglich zu vermeiden oder zumindest zu minimieren. Dieses Wesen ist zwar nur digital, aber steht ihnen zumindest geistig näher als ein biologischer Zwilling. Auch bei unseren Laborversuchen mit Tieren versuchen wir ja den Schmerz der Tiere soweit wie möglich zu reduzieren«, kläre ich ihn auf. Er bestätigt mit einem gleichzeitigen Schulterzucken und Nicken, es verstanden zu haben aber wenig davon gerührt zu sein. »Zu ihrer zweiten Frage: Die Simulation kann nicht ihre Hand drücken, sondern nur die eigene simulierte Hand. Die Signale, die die Simulation an den Rest des simulierten Körpers sendet, zeichnet der Computer natürlich auch auf. Sobald das simulierte Gehirn also in der beschriebenen Situation entsprechende Reize an die Simulierte Hand schickt, wird die Simulation beendet.« »Klar soweit! Ich wäre bereit. Bevor wir beginnen, können wir aber noch schnell das finanzielle klären«, schlägt Herr Hekler

vor. »Ich selbst kann das sowieso nicht in die Wege leiten. Das Abrechnen über die Fakultät sollte aber eine reine Formalie sein, solange sie ihr Geld nicht mit Rüstungsgeschäften verdient haben.« Mein erneuter Versuch, einen kleinen Spaß zu machen, scheitert. Die beiden schauen sich kurz fragend gegenseitig und dann mich an: »Rüstungsgeschäfte?« »Die Zivilklausel, sie wissen schon«, verdeutliche ich, »aber wenn sie keinen Panzer im Garten stehen haben, gibt es da mit Stiftungen und Vereinen sicherlich auch irgendwelche Möglichkeiten, die Beschränkungen zu umgehen. Besprechen sie das einfach mit der Finanzstelle des Dekans.« Dabei schiebe ich die Visitenkarte des Fakultätsvorstands über den Tisch. »Nun gut. Sie wollen die Simulation gleich heute ausprobieren, Herr Hekler, und sie haben gestern auch nichts mehr gegessen?«, lasse ich mich versichern. »Sehr gern! Und gegessen hab' ich nichts, wie es mir Friedrich weitergegeben hat. Sagen sie einfach Sasha.« »Gut Sasha, dann begib dich mal ins Wartezimmer unseres Forschungs-MRTs. Mein Sekretär, der dich begleitet, sollte gleich da sein. Außerdem trinkst du das jetzt bitte aus«, ich reiche ihm ein großes Glas, in das ich soeben eine Glaubersalzlösung geschüttet habe. Nachdem er ausgetrunken hat, führe ich fort: »Das sollte innerhalb der nächsten Stunde deinen gesamten Magen-Darmtrakt zur Leerung anregen. Den Vollkörperanzug kannst du gleich mitnehmen und bis zum Hals anziehen, nachdem du dann auf Toilette warst.« Bevor er die Fragezeichen aus seinem Gesicht in Worte fassen kann, tritt mein Sekretär ins Büro und nimmt ihn mit.

Drei Stunden später wird Sasha auf einer Liege in mein Labor geschoben. Der Radiologe versichert sich bei mir, dass die Abtastungsdaten des MRTs mittlerweile auf meinen Simulationscomputer angekommen sind, und verlässt das Labor daraufhin wieder. Friedrich, der Sasha bis hier hin begleitet hat, schicke

ich in mein benachbartes Büro, von wo aus er durch eine Scheibe die weiteren Vorbereitungen beobachten kann. Während der Anästhesist sich um das Beobachten von Sashas Vitalwerten kümmert, lege ich ihm die Sensoren an: Brille mit Kamera, Kopfhörer mit Mikrofon, Botenstoffdetektor an den Venenkatheter und Geschmacks-Geruchssensor wie eine Atemmaske über den Mund. Zusammen mit dem Anästhesisten verlassen wir das Labor. Ich überprüfe auf den Monitoren in meinem Büro noch einmal, ob alle Sensoren aktiv sind, bevor der Anästhesist das Aufwachmittel per Knopfdruck in die Halsschlagader fließen lässt. Zugleich lasse ich den Simulator starten. »Setz den Kopfhörer über ein Ohr auf«, fordere ich Friedrich mit einem ausgestreckten Finger auf die Hörmuschel, die vor ihm auf dem Schreibtisch liegt, auf, »dann kannst du darauf hören, was Sashas Simulation sagt und gleichzeitig mit dem anderen Ohr, was der echte Sasha sagt. Nicht, dass du dich wunderst: Die Simulation wird wie 'ne Computerstimme klingen, weil wir für seine echte Stimme erst Stimmproben hätten nehmen müssen oder seinen Mund akustisch simulieren müssten.« Wir warten, bis Sasha zu sich kommt. »Warum fängt die Simulation nicht einfach an? Die hat doch gar kein Betäubungsmittel bekommen«, fragt Friedrich verwundert. »Der Botenstoffdetektor an Sashas Hals übermittelt alle Daten an die Simulation. Dabei wird das Betäubungsmittel, das Aufwachmittel, der Sauerstoff- und Adrenalingehalt und viele andere Stoffe in Sashas Blut in Reize an die künstlichen Neuronen im Simulator verarbeitet.« Als Sasha die Augen öffnet, beginne ich ihn sanft und ruhig über die Lautsprecher im Labor anzusprechen: »Sasha?«

»Jaa..«

| »Jaa..«

»Wenn du bereit bist, kannst du dich ganz langsam aufrichten und zu deiner Rechten auf den Bildschirm schauen.« Während

er sich mit seinen Ellenbogen von der Liege hochdrückt, füge ich noch hinzu: »Wirklich nicht zu schnell! Nicht, dass die Kabel sich irgendwo verheddern.« Als Sasha aufgerichtet dasitzt, schaut mich Friedrich an: »Woher weiß ich, was die Simulation macht, während sie schweigt?« »Sie macht genau das gleiche wie Sasha«, antworte ich, »ansonsten würde sie ja einen Unterschied zwischen dem, was sie machen will, dem, was sie glaubt zu machen, und dem, was ihre Sinneswahrnehmungen ihr vorgeben zu machen, entdecken. Da ja all ihre Sinneswahrnehmungen mit denen vom echten Sasha übereinstimmen, würde sie bei anders gewünschtem oder geglaubtem Verhalten sehr wahrscheinlich etwas sagen.« Kurz scheint er zu überlegen: »Na gut. Darf ich dann auch mal was über die Laborlautsprecher sagen?« Seinen mit Begeisterung erfüllten Augen kann ich die Bitte nicht ausschlagen und schiebe ihm mein Mikrofon zu. »Hallo Sasha, hier ist Friedrich. Wenn du glaubst, der reale Sasha und nicht die Simulation zu sein, sag laut: Hallo Friedrich!«

»Hallo Friedrich!«

| »Hallo Friedrich!«

Während Friedrich vor lauter Unglauben, Begeisterung, und Fassungslosigkeit sprachlos bleibt, ziehe ich das Mikrofon wieder an mich: »Auf dem Bildschirm vor dir werden jetzt Fragen und Aufgaben angezeigt. Deine Reaktion darauf musst du immer deutlich aussprechen. Wenn du zu einer dieser Fragen schon eine gefestigte Antwort hattest, bevor ich sie dir gleich gestellt haben werde, oder wenn du über die Beantwortung dieser Frage schon mal nachgedacht hast, sag einfach ›Weiter‹. Bist du bereit?«

»Bin bereit!«

| »Bin bereit!«

»Sag mir eine Zahl zwischen eins und hundert.«

»36«

| »36«

»Wenn du zwischen Haftstrafe bis zum Ende deines Lebens und Todesstrafe entscheiden müsstest, was würdest du wählen?«

»Todesstrafe« | »Todesstrafe.«

»Würdest du einer allgemeinen Erlaubnis zum Schusswaffenbesitz zustimmen?«

»Weiter.« | »Weiter.«

»Wenn du dich jetzt drehen müsstest, würdest du dich nach rechts oder links drehen?«

»Links.« | »Links.«

»Welche der folgenden Personen hättest du im Kindesalter töten lassen, wenn du dazu jetzt nachträglich die Möglichkeit hättest: Osama Bin Laden, Josef Stalin, Adolf Hitler, George W. Bush, Mao Zedong?« Zum ersten Mal überlegen er und seine Simulation einen Augenblick, bevor sie antworten:

»Wahrscheinlich Mao... Man würde mit dem ersten Reflex Hitler sagen würde und für die anderen gibt es jeweils einen politischen Antagonisten in der Liste, dessen Anhänger sich den Tod des gegnerischen Führers wünschen würden. Mao hat aber wahrscheinlich die meisten Leute auf dem Gewissen.« | »Wahrscheinlich Mao... Man würde mit dem ersten Reflex Hitler sagen und für die anderen gibt es jeweils einen politischen Antagonisten in der Liste, dessen Anhänger sich den Tod des gegnerischen Führers wünschen würden. Mao hat aber wahrscheinlich die meisten Leute auf dem Gewissen.«

Während die beiden nachdenken und antworten, schaue ich zum Anästhesisten, um mich nach Sashas Blutzuckerwerten zu erkundigen. »Alles stabil. Wir könnten aber noch ein klein wenig nachhelfen«, bietet er an. »Warum? Was ist mit seinem Zucker?«,

zeigt sich Friedrich verwundert. »Damit ist alles gut«, versichere ich, »wir halten den Zuckerspiegel im Blut nur stabil, damit er kein Hungergefühl bekommt. Als ich gesagt habe, dass wir alle äußeren Einflüsse aufzeichnen, lag die Betonung auf ›äußere‹. Wir können zwar den Blutzucker messen und dadurch den direkten Einfluss auf Sashas Gehirn in der Simulation nachstellen; Magengrummeln und Reize anderer im Körper liegender Nerven können wir aber von außen nicht beobachten und dadurch auch nicht simulieren—dafür müssten wir zusätzlich sein Rückenmark anzapfen. Damit er gar nicht erst an seine inneren Organe denkt, soll er keinen Hunger bekommen, weshalb wir ihn auch seinen Magen-Darmtrakt vorher vollständig leeren ließen.« Dann setze ich die Befragung über die Laborkonferenz fort: »Sag mir eine Zahl zwischen eins und hundert ohne 36.«

»83«

| »83«

»Schau auf den Bildschirm. Dort laufen gleich nebeneinander zwei verschiedene Videos. Welches findest du besser?« Während auf dem linken Teil des Bildschirms eine Katze mit einem Wollknäuel spielt, springen auf dem Rechten Erdmännchen durch die Savanne. Wieder denken die beiden recht lange nach, bis sie gemeinsam zu einem Entschluss kommen:

»Die Erdmännchen sind total
niedlich. Die nehm' ich.«

| »Die Erdmännchen sind total
niedlich. Die nehm' ich.«

Es ist auffällig, wie geduldig, unbedarft, und hörig Sasha diese und noch viele weitere Fragen beantwortet. Mit dem schwarzen Ganzkörperanzug auf der Liege zum Bildschirm schauend, sitzt er da wie eine Labormaus mitten in einem Experimentaufbau, die die Pläne der Versuchsleiterin brav erfüllt. Er scheint nicht zu verstehen, was der Zweck der Verkabelung, der Fragen, der Simulation ist; er nimmt die Simulation nicht einmal wahr; so

wie er gerade teilnimmt, wirkt es sogar so, als ob er es als folgerichtig verstehen würde, wenn er nach abgelaufenem Versuch genauso entsorgt würde, wie eine Labormaus: wie ein halb angebissener Apfel im Restmüll. Auf die Frage, ob er Mao Zedong auch dann töten lassen würde, wenn er dafür selbst sofort sterben müsste, leuchtet jedoch wieder ein ausgewachsener Egoismus und ein erfülltes Selbstbewusstsein durch die passive Erscheinung hindurch:

»Natürlich nicht! Solche Taten überlasse ich politischen Fundamentalisten; Mein Leben will ich genießen.«	»Natürlich nicht! Solche Taten überlasse ich politischen Fundamentalisten; Mein Leben will ich genießen.«
---	---

Der Anarchist



»Ich kann ja einfach mal beginnen: Um die minimalen Regeln zu formulieren, auf denen wir unser gemeinsames Zusammenleben hier aufbauen, habe ich mich an der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte bedient. Dass uns als Menschen allen jederzeit gleichsam die folgenden Rechte—oder eben die, auf die wir uns später einigen werden—zustehen, ist sicherlich unstrittig. Recht auf Leben und Freiheit würde ich zunächst mal uneingeschränkt fordern. Damit gelten natürlich implizit Versammlungsfreiheit, Recht auf Asyl und Verbot von Sklaverei, Folter, Ausweisung und Verhaftung. Da wir uns unsere Regeln im Konsens geben und dementsprechend darauf verzichten, strittige Vorgaben oder Strafen durchzusetzen, entfallen Konzepte wie Zugang zu

Rechtsbeiständen, gerechtes Verfahren und Unschuldsvermutung. Auch das Konzept der Staatsangehörigkeit erübrigt sich. Ich würde außerdem die Sonderbehandlung für fortpflanzungsfähige oder kulturell anerkannte Lebenspartnerschaften, also die Ehe, ablehnen. Über die genauen Verteilungsfragen in unserer Gemeinschaft müssen wir sicherlich noch diskutieren, aber ein Recht auf individuelles Eigentum betrachte ich als obligatorisch. Darüber hinaus finde ich, jeder sollte ein Recht auf soziale Einbindung in unsere Gesellschaft haben, solange er es nicht durch individuelles, signifikantes Fehlverhalten verwirkt. Als Mitglied in unserer Gesellschaft sollten dann soziale Absicherung, Bildung und medizinische Versorgung für alle gesichert sein. Abschließen würde ich unser Regelwerk mit der Garantie auf Meinungsfreiheit und dem Wunsch nach respektvollem Miteinander.«

Das ist Noras Vorstellung von den Grundregeln, nach denen wir vier—er, Hevala, Franz Schelf und ich—eine anarchistische Gemeinschaft auf der Bildberginsel gründen. Die Bildberginsel liegt in einem kleinen See ein paar Kilometer hinterm Nordsee-Deich an der Grenze zwischen Deutschland und den Niederlanden. Nora, der hier irgendwie zuhause ist—also zumindest so viel zuhause, dass er immer wieder Geschichten von früher erzählt—, wusste zu berichten, dass der See bei starken Sturmfluten auch schon direkter Zugang zum Meer hatte. Wie ich Menschen von der Küste und ihre Geschichten über die Geschehnisse bei Sturmflut aber kennen gelernt habe, weiß ich nicht, ob es mahnender Seemannsgarn ist, der einen mit leicht übertriebenen Anekdoten vor Übermut schützen soll, oder ob es einfach nur eine Käpt'n Blaubär Gutenachtgeschichte ist. Mitten auf der Insel steht auf einer ungefähr vierzig Meter hohen Anhöhe ein Hof, in dem wir uns gerade quasi zur konstituierenden, verfassungsgebenden Konferenz zusammengefunden

haben. Der Rest der Insel, der kegelförmig zu allen Seiten zum See hin abschüssig ist, ist zu gleichen Teilen mit Wiese und Wald bewachsen. Wir haben von dem Hof aus daher in alle Himmelsrichtungen einen Überblick, wie von einer Burg.

Die Kernidee des Anarchismus, dass Regeln, die nicht von Natur aus für alle gelten müssen, nur für die gelten, die ihnen zugestimmt haben, teilen wir alle. Wir sind also davon überzeugt, dass wir natürliche Regeln und solche Regeln, die wir gemeinsam beschließen werden, anerkennen. Alles andere ist individuelle Verhandlungssache. Da wir aber keine Anomie, also kein regelloses Chaos wollen, haben wir heute begonnen, uns unser eigenes Manifest zu erarbeiten, das unser zukünftiges Zusammenleben auf ein lockeres Fundament stellt. Natürlich ist dieses Fundament nur so lange gültig, solange wir davon überzeugt bleiben. Das bedeutet aber eben auch: wer sich nicht an die Regeln hält, kann auch nicht die darin verankerte Solidarität der anderen erwarten.

Als wir uns vor ein paar Stunden zur Begrüßung gegenseitig vorstellten, schien es so, als ob Nora, der vermutlich der älteste in dieser Runde ist, sich seinen Namen spontan ausdachte. Genauso verwendete ich statt meines wahren Namens meinen Alias ›Schoppen‹. Auch ›Hevala‹ ist vermutlich nicht der Name, der im Pass der jungen, braun gebrannten, freundlich lächelnden Frau steht, die sich erstaunlich erfahren in anarchistischen Umgangsformen zeigt. Nur Franz Schelf fiel es nicht ein, sich mit einer neuen Identität auszustatten. Zusätzlich zu seinem Klarnamen deckte er durch die Nennung seines parteipolitischen Ursprungs auch seine Motivation und seine Haltung auf: er stammt aus dem liberalen Flügel der FDP. Mit staatlicher Bevormundung und Einschränkung konnte er nie viel anfangen, sodass er sich bei diesem anarchistischen Projekt direkt ange-

sprochen fühlte, um seine freiheitliche Ader voll ausleben zu können. Das ist es auch, was ihm an Noras Vorschlag direkt aufstößt: »Ich glaube nicht, dass die Kombination von freiem Zugang zu unserer Gemeinschaft und garantierter sozialer Absicherung konsensfähig sind. Aus meiner Sicht bürdet uns das potenziell große finanzielle Verpflichtungen auf, die unsere monetäre Freiheit nicht unwesentlich einschränkt.« Hevala und ich schauen uns an und verdrehen unauffällig die Augen. Dass Franz sich am ehesten an seiner finanziellen Einbindung in die Gesellschaft stößt und nicht an viel wesentlicheren Unfreiheiten und Ungerechtigkeiten, die Noras Vorschlag impliziert, erfüllt für uns unabgesprochen nur das nächste Klischee, in der Reihe der Klischees, die für FDP-Mitglieder vorgezeichnet sind. Hevala, die nicht nur mit ihrer herzlichen Ausstrahlung und ihrer Willenskraft ein wildes Temperament ausstrahlt, zügelt sich noch beim Widersprechen: »Vielleicht gehen wir mal ein paar Schritte zurück. Ganz unabhängig davon, welche Einschränkungen wir uns durch Regeln geben, sollten wir eventuell grundlegender festhalten, dass wir auf einem Planeten mit einem beschränkten Ressourcenvorkommen leben«, alle bestätigen das soweit gesagte durch sanftes Nicken, »und, dass wir alle potentiell Anrecht auf die Verwendung dieser Ressourcen haben sollten«, das Nicken von Franz und Nora wird zurückhaltender, »was ich damit meine, ist: wenn wir mit dem Recht auf Eigentum meinen, dass der Eigentümer sein Eigentum exklusiv benutzen oder sogar verbrauchen darf, dann stehen die darin enthaltenen Ressourcen anderen, und vor allem zukünftigen Menschen nicht mehr zur Verfügung. Ich versuch's noch praktischer: wir sind bis jetzt ungefähr 100 Milliarden Menschen auf der Erde gewesen; in zehn Generationen werden wir doppelt so viele Menschen gewesen sein. Wenn wir davon ausgehen, dass wir die Klimakrise meistern, keine Atomkriege beginnen und uns global einen nachhaltigen Lebensstil aneignen, ist die Erde

vielleicht noch für 500 Millionen Jahre belebbar—danach wird es hier wegen der Sonne zu warm. Bis dahin werden also ungefähr«, während Hevala rechnet, wirken Nora und Franz erstaunt über diese Perspektive zu Eigentum, »irgendwas mit einer Sechs vorne und dahinter sechzehn Nullen Menschen auf der Erde gelebt haben. Von der gesamten Landfläche der Erde hätte dann jeder Mensch ein Anrecht«, jetzt holt sie ihr Smartphone zum Rechnen aus der Hosentasche, »Anrecht auf 0,0077 Quadratmeter—das ist weniger als zehn mal zehn Zentimeter. Wenn du also deinen Anspruch auf so ein Stückchen Erde schriftlich festhalten möchtest, gesteh ich dir das gerne zu. Ansonsten betrachte ich es als eine ungerechtfertigte Einschränkung meines Lebens auf dieser Erde, wenn du dir Eigentum an diesem limitierten Gut, den Ressourcen unserer Erde, sichern möchtest.« Noch während ich vor Anerkennung über dieses ›Eigentum ist Diebstahl‹-Referat für Einsteiger gefesselt in utopischen Gesellschaftsgedanken schwelge, empört sich Franz: »Willst du mir jetzt weiß machen, dass Kommunismus die einzig gerechtfertigte Staatsform ist? ›Niemand hat nichts‹ hat schon immer zu Armut, Unfreiheit und Diktatur geführt—daran möchte ich erinnern. Womit willst du Fortschritt finanzieren, wenn du kein Kapital aggregieren kannst?« »Das gute an der Anarchie ist ja«, beschwichtigt Nora, »dass wir keinen Staat anstreben und, dass wir für Ideen, die nicht konsensfähig sind, keine Regeln schaffen müssen. Damit ist klar, dass Kommunismus und Diktatur keine Option für uns sind.« »Eins möchte ich Franz aber noch erklären«, erwidert Hevala, »wenn du der Ansicht bist, Fortschritt wird von denen ermöglicht, die viel können, dann ist das Kapital, das den Fortschritt finanziert, sowieso nicht materiell, sondern ideell: es sind die angeborenen oder erlernten Fähigkeiten. Auch die kann jeder durch Weiterlernen anhäufen und sich dadurch einen Vorsprung auf dem Markt der Befähigten erarbeiten. Du kannst also

noch reich werden—nur eben statt mit Hebelwirkung und Leerverkäufen indem du dich anstrengst.« Dabei zwinkert sie ihm lächelnd mit einem Auge zu. »Ich würde auch gerne noch eine Baustelle in Noras Ideen ansprechen«, werfe ich ein, damit Franz erst einmal die Möglichkeit hat, seine Idealisierung des Marktes und des Kapitalismus, ohne im Verteidigungsmodus stecken zu bleiben, nüchtern zu reflektieren. Dann schaue ich einladend zu Nora: »Das ist jetzt keine persönliche Kritik an dir, aber ich finde nicht, dass wir uns damit abfinden sollten, unsere Regeln willkürlich nur auf uns Menschen zu beziehen. Ich finde, dass alles Denkende gleichberechtigt in den Genuss unserer Solidarität, unserer Achtung, also unseres Respekts kommen sollte.« Im Gegensatz zur Diskussion um Eigentum führt dieser Vorschlag nicht unmittelbar zu Protest. »Tiere darf ich aber schon noch essen, oder?«, will Nora dann doch klargestellt haben. »Natürlich nicht«, lacht Hevala, »warum sollten wir dir soziale Absicherung garantieren und ein anderes Lebewesen, das genauso Schmerzen spürt wie du, das genauso ein Bedürfnis nach Harmonie, Zugehörigkeit und Miteinander hat wie du, verrecken lassen? Welcher Unterschied zwischen dir und dem Tier, das du essen möchtest, sollte diese Ungleichbehandlung rechtfertigen?« »Ähm, dass ich ein Mensch bin und das andere ein Tier?!«, antwortet er süffisant mit zuckenden Schultern, während er sich zurücklehnt. »Ähm, hast du nach 1945 mal ein Biologiebuch aufgeschlagen?«, schlägt sie ihm zynisch entgegen, »Menschen sind Tiere?! Säugetiere! Wir sind einfach nur eine kognitiv leicht besser ausgestattete Variante des Affen?! Wo fängt dein ›Mensch ist so anders als alle andere, dass ich alle andere töten darf‹ denn an? Zeichnen sich andere Tiere durch größere Dummheit aus? Wo liegt die Grenze der Dummheit, die du als menschlich akzeptierst? Willst du die Grenze durch Unterschiede im Erbgut festmachen, das sich gerade dadurch auszeichnet, dass es ein variables Stück Information ist, das uns Lebewesen alle vereint?«

Ihre Echauffiertheit darüber, dass Nora offenkundig fest an die Zentralität des Menschen glaubt, genauso wie Menschen vor ein paar hundert Jahren an die Zentralität der Erde im Universum glaubten, genauso wie Menschen vor ein paar Jahrzehnten an die Zentralität des weißen Mannes in der Gesellschaft glaubten, lässt sie ihn in den folgenden Sätzen zunehmend spüren. »Lös dich mal von dieser biblischen Adam-und-Eva Story, die dir einredet, dass du als Mensch, oder sogar als weißer Mann, etwas auserwähltes wärst. Das Universum dreht sich nicht um dich, nicht um Männer, nicht um den Menschen, nicht um die Erde, nicht um die Sonne, nicht um die Milchstraße! Wir fliegen einfach irgendwo herum: Die Milchstraße genauso wie andere Galaxien scheinbar frei im Universum; die Sonne genauso wie andere Sonnensysteme um das schwarze Loch im Zentrum der Milchstraße; die Erde genauso wie die anderen Planeten um unsere Sonne; wir Menschen sind einfach nur Tiere, die ihre Fähigkeiten auf dieser Erde ein bisschen besser kombinieren konnten als andere. Aber schau auf Corona: ein Virus, und wir sind hilflos ausgeliefert. Es gab ein Universum ohne uns und es wird wieder ein Universum ohne uns geben. Nichts an uns ist auserwählter als an anderen Tieren.«

Wir diskutieren bis spät in die Nacht. Am Schluss einigen wir uns dann doch noch zum Eigentum und zur Stellung des Menschen: »Hiermit verkünde ich am 01.01.2022«, »mittlerweile ist es der 02.01.2022«, unterbricht mich Franz, »am 02.01.2022«, fahre ich fort, »das Manifest der schwarzen Oase:

1. Niemand darf mir etwas nehmen, das mir von allein gegeben ist. Dazu gehören insbesondere das Leben selbst, die Freiheit mich zu bewegen, die Freiheit zu denken und zu sprechen.
2. Ich darf mir nichts nehmen, was mir nicht von allein gegeben ist, wenn ich potenziell nicht der oder die einzige bin, der oder

die es haben möchte, und es nicht unendlich zur Verfügung steht. Ich darf nichts verändern, was mir nicht von allein gegeben ist, wenn ich potenziell nicht der oder die einzige bin, der oder die es verändern möchte und diese Änderung nicht umkehrbar ist, oder der Urzustand nicht unendlich zur Verfügung steht. In einer Welt mit beschränkten Ressourcen, in der immer wieder Lebewesen mit Bedürfnissen zur Nutzung dieser Ressourcen geboren werden, und einem Universum mit beschränkter Erreichbarkeit ist somit das Horten von Eigentum und die Veränderung beschränkt verfügbarer Ressourcen verboten.

3. Ich muss mich keinen Regeln unterwerfen, die nicht natürlicherweise notwendig sind und denen ich nicht zugestimmt habe. Ich habe jederzeit das Recht, meine Zustimmung zur freiwilligen Unterwerfung unter Gesetzen, die nicht natürlicherweise notwendig sind, zu widerrufen. Jede mehrheitsbasierte Entscheidungsfindung, die die Minderheiten zur Einhaltung verpflichtet, ist also verboten.

4. Diese Regeln gelten für alle bewussten Lebensformen und alle Lebensformen, die Schmerz empfinden können. Insbesondere gelten diese Regeln im ganzen Universum. Damit lösen wir uns explizit von der Mensch-zentrierten und Erd-zentrierten Perspektive, die letztlich nur aus der beschränkten Empathie- und Generalisierungsfähigkeit des Menschen entspringt. Es gibt keine Anzeichen, dass der Mensch die alleinige Spezies ist oder die Erde der alleinige Masseklumpen ist, mit so herausragenden Eigenschaften, dass ihnen eine zentrale Rolle zukommen sollte.

In kurz: Freiheit für alle! Geographische Grenzen sind Freiheitsberaubung! Eigentum ist Diebstahl! Veränderung ist Sachbeschädigung! Nicht-konsensuale Gesetze sind Unterdrückung!

Geographisch verankerte Nationen und Gesetze sind Vertreibung! Der Mensch ist nur ein Tier! Die Erde ist nur ein ...«

Bevor ich ›Planet‹ aussprechen kann, fällt mir Franz ins Wort: »Was ist das?« Ein Motorengeräusch nähert sich. »Klingt wie ein Motorboot auf dem See«, meint Nora, »ich schau mal nach. Begleitet mich jemand?« Hevala meldet sich direkt: »Klar, lass uns zusammen gehen.« Franz und mir ist beim ersten Blick, den wir uns zuwerfen, klar, dass wir das Geschehen lieber aus sicherer Distanz beobachten wollen. Als Hevala und Nora mit dicken Jacken bekleidet den Hof verlassen, laufen Franz und ich durch die Räume, um ein Fenster zu finden, durch das das Boot zu sehen ist. »Da ist es«, ruft Franz durch das Haus. Ich versuche seine Stimme zu orten und begeben mich eilig zu ihm ans Fenster. Ein kleiner, heller Lichtkegel, der vom Scheinwerfer des Boots gespannt wird, erleuchtet den Steinstrand am Fuße der Insel. Zwei dunkel gekleidete Personen werden sichtbar, als das Boot anlegt. Sie befestigen den Kahn am Ufer und gehen Nora und Hevala, die schon auf der Hälfte des Weges zum See sind, entgegen. Weil die beiden Unbekannten mit ihrer Taschenlampe in unsere Richtung auf Nora und Hevala strahlen, lassen sich ihre Konturen schwer erahnen. Es sind nur wenige Worte, die gewechselt werden, nachdem sich die vier gegenüberstehen. Während einer der beiden Unbekannten einen Zettel in der Hand hält, den sein Partner mit der Lampe bestrahlt, zieht Nora einen Gegenstand aus seiner rechten Hosentasche. »Was macht der da?«, fragt Franz. »Keine Ahnung«, spreche ich aus, aber ohne auf Grund der Reaktion aller anderen um Nora herum doch, was gerade geschehen ist: Durch den nun zitternden und hektisch schwenkenden Lichtkegel der Taschenlampe kann ich erkennen, dass plötzlich alle Abstand zu Nora gewinnen; Auch Hevala geht einen Schritt zur Seite. »Soll'n wir das Fenster aufmachen, um hören zu können, was sich da abspielt?«, schlage

ich Franz vor, der diesen Vorschlag zögerlich zurückweist: »Besser sie entdecken uns nicht. Lass es lieber zu.« Der Abstand zwischen den beiden Gruppen vergrößert sich weiter. Kontrolliert gehen alle rückwärts: die Unbekannten zu ihrem Boot und Hevala und Nora zurück zu uns. Noch immer strahlt die Taschenlampe in unsere Richtung. Als die beiden Unbekannten ihr Boot besteigen und mit voller Kraft voraus der Insel den Rücken kehren, joggen Nora und Hevala zu uns den Berg hinauf. Wir verlassen das Zimmer wieder und gehen runter in die Stube, in der wir Nora und Hevala jeden Augenblick erwarten. »Das waren die Bullen; die wollten einen Haftbefehl vollstrecken, haben sie gemeint«, berichtet Hevala stürmisch, als sie durch die Tür poltert, »und dann hat Nora, noch bevor sie ausreden konnten, 'ne Knarre gezogen.« »'Ne Knarre gezogen? Was für 'ne Knarre? Wo zum Teufel hast du 'ne scheiß Knarre her und warum bedrohst du damit die Polizisten?«, will Franz erschrocken wissen. »Wir haben uns hier nicht versammelt, um ein System im System zu etablieren—zumindest war das mein Eindruck,« erklärt sich Nora, sichtlich unter Schock stehend, in einer sprachlichen und körperlichen Verteidigungshaltung, »Wir haben uns hier heute Regeln gegeben, die die der Bundesrepublik Deutschland ersetzen und nicht ergänzen. Ich geh nicht in den Knast und ich opfere auch niemanden von euch, damit wir hier als geduldete Ponyhofanarchie den Schein echter Autonomie verkörpern. Wir haben das Recht, hier ein System aufzubauen, und dieses Recht verfechte ich zur Not auch mit Gewalt«. Nachdem er tief Luft holt und sich alle nachdenklich zurücklehnen, schiebt er beruhigter nach: »Die Knarre hab' ich vorhin auf dem Kamin liegen sehen und eingesteckt. Ich weiß gar nicht, ob die überhaupt funktioniert.«

Irgendwie fühlt es sich aufregend an. Ich selbst habe schon mit Molotowcocktails und Steinen geworfen, ich habe schon im

Knast gesessen, ich bin mit den Bullen aneinandergeraten. Mit Schusswaffen hatte ich jedoch noch nie etwas zu tun. Aber wir sind jetzt nicht auf der Schanze oder in Kreuzberg, wo aus allen Richtungen Verstärkung kommen kann. Wir sind jetzt auf einer Insel, auf einer Burg. Franz scheint noch am wenigsten überzeugt davon zu sein, dass das jetzt gerade nicht rückgängig gemacht werden kann. Er hat noch nicht begriffen, was jetzt geschieht, wie das mit seiner Biographie zusammenpasst, worauf er sich eingelassen hat. Er sucht nach Erklärungen der anderen, aber auf seine Fragen—das wird er noch einsehen müssen—wird nur er selbst Antworten finden. Wir drei anderen kennen offenbar Stresssituationen, in denen es darauf ankommt, den nächsten Schritt zu planen und nicht den letzten Schritt zu reflektieren. Wir funktionieren. Wir sind still und durchdenken die kommenden Schachzüge. Die Bullen werden wiederkommen. Sie werden stärker wiederkommen. »Wir sollten versuchen, Schlaf zu bekommen«, stelle ich überzeugt fest, »wir sollten schlafen, bis die Typen Verstärkung mitgebracht haben. Denn wenn wir uns dann nicht ergeben wollen, müssen wir wahrscheinlich lange durchhalten. Einer hält Wache.« Wortlos stimmen mir Nora und Hevala zu. Franz ist noch vollkommen neben der Spur. »Franz«, spreche ich ihn an, »Franz! Wenn du nicht gerade mit Adrenalin vollgepumpt bist, solltest du dich jetzt hinlegen.« Er schüttelt den Kopf. »Okay, wenn du jetzt kein Auge zu bekommst, wäre es vielleicht am besten, wenn du zuerst Wache hältst und dann später, wenn es weitergeht, eine Pause einlegst.« Er steht auf und läuft wortlos im Zimmer auf und ab. »Oben auf dem Dachboden gibt es eine kleine Dachspitze mit rundherum angebrachten Fenstern, von wo aus fast die ganze Insel einsehbar ist. Komm mit, ich zeig's dir«, fordert Nora ihn auf.

Der Verteidiger



Es ist der zweite und vermutlich letzte Verhandlungstag. Vor zwei Tagen, am 21.12.2021, gab mein Mandant bereits zu, die ihm vorgeworfenen Taten begangen zu haben. Die Zeugen der Staatsanwaltschaft, die an diesem ersten Verhandlungstag und heute Auskunft geben, bestätigen lediglich die Fakten, die bereits in der Anklage festgehalten waren. Der einfache Effekt dieser juristisch fast wirkungslosen Vergewisserung: Die anwesenden Journalisten haben genug Material, um die alleinige Schuld meines Mandanten im kollektiven Gedächtnis ihrer Leserschaft verfestigen zu können. Es ist sicherlich kein politischer Prozess im gewöhnlichen Sinne, denn mein Mandant hat ja gestanden. Es ist aber insofern ein politischer Prozess, dass er der Politik dazu dient, sich reinzuwaschen. Der Prozess wird außerdem politisch aufgeladen, denn mein Mandant hat sich dazu entschieden, meiner unkonventionellen Verteidigungsstrategie zuzustimmen.

Genauso wie mein Mandant und ich schaut auch die Richterin mehr in die vor ihr liegenden Akten als in das Gesicht der Zeugin, die gehorsam alle Fragen des Staatsanwalts beantwortet. Als sie fertig ist, schreckt die Richterin wie aus einem Traum aufgewacht auf, spricht mich an, »Herr von Bauer«, worauf auch ich aufschreke, »Jawohl?« »Ihre Gutachterin kann jetzt eintreten.« Es ist mir schleierhaft, was ich mit dieser Erlaubnis anstellen soll: Soll ich bestätigen, dass sie laut Strafprozessordnung jetzt eintreten dürfte, soll ich sie persönlich aufrufen, den Gerichtssaal zu betreten, oder soll ich mich dafür entschuldigen, dass sie nicht von selbst darauf gekommen ist, im richtigen Augenblick durch die Tür zu treten? Der Gerichtsdienst löst meine Verwirrung auf, indem er Frau Kullar hereinbittet. »Frau

Doktor Kullar, bitte setzen sie sich«, fordert die Richterin die Forscherin, die Kostüm tragend elegant den Gang zwischen den Zuschauern entlang schreitet, auf. Mir wird klar, warum Forscher sonst immer in Alltagsklamotten rumlaufen: Wäre ich Daphne so begegnet, wie sie gerade aussieht, hätte ich mich vielleicht weniger auf ihre Forschung konzentrieren können, da ich von ihrer Erscheinung geblendet gewesen wäre. »Frau Doktor Kullar, sie haben ein Gutachten über die Schuldfähigkeit des Angeklagten verfasst?«, will die Richterin wissen. »Den Angeklagten, Herrn Alexander Aaron Kraupp, habe ich zunächst nur als ›Sasha Hekler‹ kennengelernt. Sein Anwalt«, dabei schaut sie mich an, »Herr Friedrich von Bauer, brachte ihn in mein Labor, damit ersterer sich ein Bild von meiner Forschung machen könne. Wir haben dann mit Herrn Hekler, ähnm, Kraupp unser aktuelles Experiment, die Simultansimulation, durchgeführt, das dazu dient, den Determinismus menschlicher Gedanken zu veranschaulichen. Erst im Nachgang klärte mich Herr von Bauer über die Brisanz der Ergebnisse des Experiments in Bezug auf diesen Prozess auf, und bat mich, ein Gutachten über die daraus gewonnenen Erkenntnisse zu verfassen.« »Ich lese ihr Gutachten weniger wie eine individuelle Bewertung des Zustands von Herrn Kraupp, sondern eher wie eine generelle Bewertung der Grundlagen unseres Rechtssystems. Sie behaupten in ihrem Resümee, das Konzept individueller Schuld sei historisch überkommen und entbehre jeglicher wissenschaftlichen Grundlage. Ich kann ihnen da nicht folgen«, hakt die Richterin nach. »Zusammenfassen lässt sich die Erklärung meines Resümees wie folgt: Wir können uns das Gehirn wie ein Computer vorstellen. Dieser Computer empfängt Daten aus der Umwelt über Sensoren: Augen, Ohren, Mund, Nase, Haut, und einige inneren Organe. Er kommuniziert dann die Ergebnisse der Verarbeitung dieser Daten über Ausgabekanäle: im Wesentlichen Muskeln, die im Mund die Stimme erzeugen, oder die in

Form von Bewegungen im Gesicht oder mit den Extremitäten Mimik und Gestik realisieren. Wenn wir davon ausgehen, dass die Regeln zur Verarbeitung der Eingangsdaten im Computer dadurch bestimmt sind, aus welchen Bauteilen der Computer besteht und welche Dateneingaben der Computer bisher empfangen hat, ist jede Ausgabe aus dem Computer einfach nur das eindeutige Resultat aller vorherigen Eingaben und des Bauplans. Ich löse die Metapher auf: Menschliches Verhalten ist ausschließlich das Resultat von biologischen Prozessen im Gehirn und sensorischen Wahrnehmungen mit dem Gehirn. Jede einzelne Entscheidung, die mit dem Gehirn getroffen wird, ist also festgelegt durch die DNA, die den Bauplan des Gehirns beschreibt, und durch alle vorherigen Einflüsse aus der Umwelt. Wenn zwei Menschen mit der gleichen DNA und den gleichen Einflüssen vor der gleichen Wahl stünden, würden sie in jedem Fall die gleiche Entscheidung treffen. Genau diese Situation simulieren wir in meinem Labor, ohne dafür alle Einflüsse der Person sammeln zu müssen; wir kopieren stattdessen den aktuellen Zustand des Gehirns und lassen das echte Gehirn sowie die Kopie dann auf den gleichen Einflüssen weiterlaufen.« Sichtlich verwirrt und deshalb nicht überzeugt, erfragt die Richterin den Ablauf des Experiments: »Ohne auf die technischen Details ihrer Gehirnkopie einzugehen, möchte ich sie bitten, mir zunächst ihre Vorgehensweise während des Experiments zu beschreiben.« »Sehr gern«, gibt Daphne vor, obwohl mir an ihrer Stelle vor Vorstellungsmangel ihrer Gegenüber längst der Kragen geplatzt wäre, »Wir beginnen damit, den Patienten so zu sedieren, dass das Gehirn praktisch in einen Stillstand versetzt wird. Dann fotografieren wir den aktuellen Zustand des Gehirns mit einem sehr genauen Kernspintomographen und bauen ihn im Computer nach. Anschließend kleiden wir den Patienten mit einer Hülle ein, die alle äußeren Sinneswahrnehmungen wahrnimmt, Sekundenbruchteile bevor der Körper des Patienten dies

unter dieser Hülle selbst tun kann. Diese Hülle kann tasten, hören, sehen, schmecken, riechen und noch andere, weniger bekannte, Sinne imitieren. Wir leiten diese Wahrnehmungen dann an den Nachbau des Gehirns weiter, sodass reales Gehirn und Gehirnsimulation die gleichen Eingaben haben. Sobald wir den sedierten Patienten wecken und die Simulation seines Gehirns gleichzeitig starten, laufen alle Gedanken parallel real und simuliert ab. Dann lassen wir Simulation und realen Patienten Fragen beantworten. Die Simulation bekommt, wie gesagt, alle Sinneswahrnehmungen von der Hülle, die dem Patienten angezogen ist. Zumal Simulation und Gehirn im gleichen Zustand starten und die gleichen äußeren Einflüsse wahrnehmen, ist das Resultat—nämlich das gleichsame Beantworten der Fragen—wenig überraschend. Die Annahme, dass im Gehirn ein übernatürlicher Zugang zu so etwas wie einer nicht-physikalisch beschreibbaren, freien Seele existiert, die über die Grenzen der Festlegung durch Gene und Sinneswahrnehmungen hinaus eigene Entscheidungen treffen kann, wird mit diesem Experiment sehr leicht widerlegt.« »Nun gut, die Antworten von simuliertem Gehirn und realer Person sind gleich. Kann das nicht auch Zufall sein? Und was sagt das denn über Schuld aus?«, fragt die Richterin skeptisch. »Wir haben Herrn Kraupp und seiner Simulation mehr als einhundert Fragen gestellt. Solche Fragen, zu denen er nach eigener Aussage bereits vorher eine gefestigte Meinung hatte, haben wir aus der Wertung genommen. Wenn alle anderen Fragen spontan und frei beantwortet wurden, sodass bei einer Entweder-Oder-Frage beide Antworten gleich wahrscheinlich gewesen wären, ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Antworten nur zufällig gleich waren, genauso groß, wie jene, 38 Mal hintereinander eine Eins mit einem perfekten sechsseitigen Würfel zu würfeln: praktisch unmöglich. Abgesehen davon, haben wir dieses Experiment ja nicht zum ersten Mal mit diesem Ergebnis durchgeführt. Jetzt zu ihrer

zweiten Frage: Wenn das Verhalten eines Menschen nicht durch diesen Menschen selbst beeinflusst werden kann, sondern durch äußere Einflüsse und genetische Veranlagung feststeht, erübrigt sich die Frage der Schuld. Diese Person hätte es nicht anders machen können. Sie hätte nicht anders wählen können. Jeder einzelne Grund für ihr Verhalten ließe sich zurückführen auf eine Menge von Einflüssen, denen sie bis dahin ausgesetzt war. Das nennt man Determinismus und Mangel an Willens- und Wahlfreiheit.« »Sie sagen also, dass das Leben jedes Menschen bereits feststeht, bevor diese Person gelebt hat? Sie behaupten es gäbe keine Eigeninitiative, keine Handlungsspielräume, keine Eigenverantwortung? Auch wenn ich ihre Ausführungen soweit nachvollziehen kann«, »kann sie nicht«, denke ich mir, während die Richterin immer noch scheiternd versucht, Daphnes Aussagen mit ihrem Weltbild zu vereinen, »dieses Fazit steht trotz allem diametral zu dem, woran der größte Teil der Gesellschaft glaubt, zu allem, was wir unter Gesellschaft aus selbstbestimmten Individuen verstehen. Warum habe ich davon bisher nichts gehört?« »Die Konzepte des Determinismus und des daraus folgenden Mangels an Willens- und Wahlfreiheit sind Jahrtausende alt. Auch die einzelnen Bausteine unseres Experiments sind nicht wirklich neu. Sie sind nur verbessert und zur Anwendung zusammengesetzt. Die grobe Erfassung der Struktur des Gehirns mittels Magnetresonanztomographie ist seit vielen Jahren Standard in der neurologischen Behandlung. Lediglich die Präzision, die das Erkennen einzelner Neuronen ermöglicht, ist noch nicht in der Praxis angekommen. Elektronische Geschmacks-, Geruchs-, und Gravitationssensoren wurden in den letzten zwanzig Jahren bis zur Verwendbarkeit weiterentwickelt. Kameras, Mikrofone und Drucksensoren sind bedeutend älter. Auch digitale neuronale Netze, die die Grundstruktur des Gehirns nachbilden, sind in der Forschung seit Jahrzehnten bekannt. Es sind auch nicht mehr viele Schritte, bis wir die Pro-

zesse im Gehirn beobachten und deuten können, noch während sie ablaufen. Das würde es uns erlauben, Gedanken live mitzulesen—uns fehlt es da nur noch an der Abtastgeschwindigkeit. Im Übrigen sind wir nicht die ersten, die dieses Fazit anhand von real durchgeführten Studien ziehen. Das Libet-Experiment hat beispielsweise schon 1979 gezeigt, dass unser freier Wille nur eine Illusion ist: der im Körper real gemessene Impuls, der Handlungen, wie das Bewegen unserer Muskeln, verursacht, findet stets deutlich eher als der Zeitpunkt statt, an dem die Probanden glauben, die Entscheidung zu dieser Handlung selbstständig gefasst zu haben. Ich denke, das Einzige was gefehlt hat, um dem Aberglauben, dass wir frei denkende Wesen mit einer freien Wahl sind, ist, dass jemand all diese Bausteine zusammensetzt, um zu beweisen, dass wir einfach nur festgelegte Prozesse sind. Es fällt uns eben nicht leicht, unsere Autonomie als Hirnspinnst anzuerkennen und das Verhalten anderer nicht mehr auf ihre individuelle Schuld projizieren zu können, sondern in ihnen nur noch Mittelsmänner und -frauen zu erkennen, die ihre Einflüsse aus der Welt in ihrer Person vereinen. Wir zeigen gerne auf das Dumme, auf das Böse, auf das Andere. Damit sparen wir viel Zeit, die wir sonst mit dem Erkennen von Zusammenhängen, Gründen, und Wirkungen verbringen müssen. Es gibt kein Du, kein Ich, es gibt einfach nur Zwischenstände und Ansammlungen von Einflüssen.«

Nun schaltet sich auch der Staatsanwalt ein: »Ich bin darin ja kein Experte, aber behaupten Physiker nicht, dass es echten Zufall beim Messen von sogenannten Quantenzuständen gibt? Widerlegt die Existenz echten Zufalls nicht ihre These, dass alles determiniert, also festgelegt, ist?« »Echter Zufall hat zwei Eigenschaften«, holt Daphne aus, »1. Unvorhersehbarkeit des Zufallswerts. Das heißt, dass sie den Wert nicht irgendwie berechnen oder messen können, bevor sie auf den gewürfelten Würfel

schauen. 2. Gleich hohe Eintrittswahrscheinlichkeit für alle möglichen Zufallswerte. Das bedeutet, dass beim Würfeln mit einem sechsseitigen Würfel jede der sechs Seiten mit der Wahrscheinlichkeit $1/6$ oben liegen wird. Die Messung von Quanten erfüllt für uns Menschen beides: 1. wir können vor dem Messen nicht wissen, in welchem Zustand sich ein Quant bei der Messung befinden wird, und 2. ein Quant nimmt—vereinfacht gesagt—beim Messen jeden möglichen Zustand mit der gleichen Wahrscheinlichkeit an. Wir würden aber gar nicht merken, wenn für einen theoretischen, allwissenden Beobachter nur zweiteres gilt: Stellen sie sich vor, vor dem Urknall wurde für jede Quantenmessung einmal gewürfelt, welchen Zustand das Quant bei der Messung annehmen wird. Dann wären immer noch alle Zustände gleich wahrscheinlich und wir Menschen wüssten vor dem Messen immer noch nicht, welchen Zustand wir messen werden. Im Hintergrund, für uns nicht erkennbar, stand die Messung aber schon lange fest. Das gleiche gilt für jede Art von Zufall: es macht für die Realität keinen Unterschied, wann der theoretische Würfel gefallen ist. Daher können wir einfach davon ausgehen, dass alles Würfeln vor dem Urknall stattfand, und schon ist der gesamte Lauf des Universums festgelegt.« »Ich verstehe«, bestätigt der Staatsanwalt Daphnes Erklärkünste, »trotzdem frage ich mich wie die Richterin, warum diese Position so unpopulär ist.« Er kramt in seinen Unterlagen und fischt einen Blattpapier hervor: »Hier steht, dass im Jahr 2009 von 931 an universitären Einrichtungen angestellten Philosophen mehr als 70% der Auffassung waren, dass es einen freien Willen gibt. Wie erklären sie sich, dass die deutliche Mehrheit derer, die mit dem Reflektieren über solche Fragen ihr Leben verbringen, ihre Interpretation ablehnen?« »Sie summieren da aber zwei unterschiedliche Positionen auf: nur etwas mehr als dreizehn Prozent glaubten an wirklich freien Willen. Die anderen knapp 60% der Befragten sahen den freien Willen darin, dass dieser sich ja frei-

willig—also ohne Widerstand—im Menschen bildet, aber eben nicht eigenständig und unabhängig von den festlegenden Einflüssen. Nur mit einem eigenständigen Willen ist ja so etwas wie Schuld möglich. Über diese Meinungserhebung habe ich trotzdem lange nachgedacht«, gesteht Daphne ein, »und die einzigen Erklärungen, die ich gefunden habe, sind: Hoffen auf eigene Willensfreiheit, Angst vor einer Gesellschaft, die ihre Determinierung erkennt, und schließlich Mangel an naturwissenschaftlichem Verständnis unter Philosophen. Ich denke, am weit verbreitetsten ist die Furcht, dass eine Gesellschaft, die versteht, dass sie nur das Resultat ihrer Einflüsse ist—dass es keine individuelle Schuld gibt—dass diese Gesellschaft sich auch unfrei fühlt. Meine eigene psychische Gesundheit hat nach der Erkenntnis, dass mein Bewusstsein, und damit mein Ich, nur ein nüchterner biochemischer Prozess im Gehirn meines physikalischen Körpers ist, sehr gelitten. Ich weiß nicht, wie weit wir als Gesellschaft sind, diese Erkenntnis anzuerkennen. Ich bin aber davon überzeugt, dass wir als Gesellschaft keine ungerechtfertigten Entscheidungen treffen sollten, die auf einer falschen Annahme beruhen. Aus diesem Grund lehne ich das zuweisen von Schuld, die Idee der Strafe und der Sühne entschieden ab.«

Der Täter



Wir bleiben voreinander stehen. »Guten Abend zusammen«, grüßt uns der eine Polizist, »Guten Abend«, grüßen wir zurück. »Sie können sich denken, warum wir hier sind«, fragt der Poli-

zist und schaut mir dann in die Augen. Wir beiden zucken die Schulter und warten ansonsten regungslos darauf, dass er es uns erklärt: »Wir sind hier um einen Haftbefehl ...«, mein Herz schlägt auf einmal mit vielfacher Geschwindigkeit, meine Hände werden feucht, ich merke wie mein Blickfeld eingeengt nur noch den sprechenden Polizisten umschließt. Im Hintergrund höre ich, wie der Beamte den Satz mit »Haftbefehl zu vollstrecken« beendet und plötzlich stoppt. Ich halte die Waffe auf ihn gerichtet, ohne etwas zu sagen. Ewigkeiten vergehen bis die beiden Polizisten wie in Zeitlupe einen Schritt zurück gehen. Die Anwesenheit meiner Begleiterin, deren Namen ich in diesem Moment vergessen habe, ist mir nicht mehr bewusst. »Ich wünsche ihnen einen guten Heimweg«, spricht mein Mund mit ruhiger Stimme. Als ich meinen Fuß langsam nach hinten bewege, tun es mir meine beiden Gegenüber gleich. Schritt für Schritt entfernen wir uns; immer schneller. Ich atme langsamer als meine Lunge nach Sauerstoff schreit. Ich will cool bleiben, kein Anzeichen von Aufregung oder Nervosität ausstrahlen. Große Wolken Wasserdampf steigen vor uns in den kalten Winterhimmel. Während die Beamten ihr Boot besteigen, nehme ich zum ersten Mal wieder Hevala wahr. Wir schauen uns in die Augen und rennen gleich danach los. »Scheiße«, rufe ich in die klare Nacht, »Scheiße, Scheiße, Scheiße«, immer wieder. Vollkommen außer Puste kommen wir im Hof an. In meinem Kopf spielen sich die Bilder vorwärts und rückwärts in Dauerschleife ab. Ich komme erst wieder zu mir als Franz mich anspricht: »Wo zum Teufel hast du 'ne scheid Knarre her und warum bedrohst du damit die Polizisten?« »Keine Ahnung, warum ich die Knarre aus der Hose geholt habe und sie auf die scheid Bullen gerichtet habe!«, denke ich, »Ich hatte fucking Panik, als der Typ was von Haftbefehl erzählte!« Aber anstatt meine Ohnmacht zu offenbaren, erkläre ich mich lieber als standhafter Anarchist: »Wir haben uns hier nicht versammelt, um ein System im System zu etablieren—

zumindest war das mein Eindruck. Wir haben uns hier heute Regeln gegeben, die die der Bundesrepublik Deutschland ersetzen und nicht ergänzen. Ich geh nicht in den Knast und ich opfere auch niemanden von euch, damit wir hier als geduldete Ponyhofanarchie den Schein echter Autonomie verkörpern. Wir haben das Recht, hier ein System aufzubauen, und dieses Recht verfechte ich zur Not auch mit Gewalt.« Ich hole tief Luft. Der Druck in meinem Magen reduziert sich merklich. »Ach ja, er wollte wissen, woher ich die Waffe habe«, denke ich vor mich hin, nachdem mein Kopf sich wie durchgespült anfühlt. »Die Knarre hab' ich vorhin auf dem Kamin liegen sehen und eingesteckt. Ich weiß gar nicht, ob die überhaupt funktioniert.« Langsam beruhige ich mich; in der gleichen Geschwindigkeit, in der ich Ruhe finde, wirkt Franz zunehmend beunruhigt. Nach ein paar immer bedrohlicher wirkenden Minuten der Stille, bricht Schoppen das Schweigen mit einem konstruktiven Vorschlag: »Wir sollten versuchen, Schlaf zu bekommen; wir sollten schlafen, bis die Typen Verstärkung mitgebracht haben. Denn wenn wir uns dann nicht ergeben wollen, müssen wir wahrscheinlich lange durchhalten. Einer hält Wache.« Nachdem Franz weiter panisch regungslos dasitzt, spricht Schoppen ihn energisch an: »Franz? Franz! Wenn du nicht gerade mit Adrenalin vollgepumpt bist, solltest du dich jetzt hinlegen.« Er schüttelt den Kopf. »Okay, wenn du jetzt kein Auge zu bekommst, wäre es vielleicht am besten, wenn du zuerst Wache hältst und dann später, wenn es weitergeht, eine Pause einlegst.« Ich gehe auf Franz zu, helfe ihm auf und erkläre ihm: »Oben auf dem Dachboden gibt es eine kleine Dachspitze mit rundherum angebrachten Fenstern, von wo aus fast die ganze Insel einsehbar ist. Komm mit, ich zeig's dir.« Nachdem wir ihm noch einen Kaffee gekocht und den Ausguck eingerichtet haben, legen wir uns auf die Matratzen im Zwischengeschoss. Die lange energische Diskussion und das plötzliche Ausstoßen all meines Adrenalins

haben mich wie eine im Wind wehende Schlauchfigur, die mit einem Gebläse im Fuß am Stehen gehalten wird, wach gehalten. Genau wie so eine Figur zusammensackt, sobald das Gebläse im Fuß abgeschaltet wird, entweicht meine Energie schlagartig beim Schließen meiner Augen.

•

Mein erster Blick, als ich wach werde, fällt in Hevalas zornige Augen. Obwohl ich weiß, dass sie meine offenen Augen gesehen hat, schließe ich sie wieder und mache mir vor, ich könne diesen Blick ungeschehen machen. Wenig später versuche ich noch einmal, den ersten Schritt in den Tag zu machen, doch erneut erblicke ich Hevala, die mich vorwurfsvoll anstarrt. »Guten Morgen!«, rufe ich fröhlich und mit so viel Energie in den Raum, als wäre ich schon seit einiger Zeit wach. Schoppen stöhnt neben mir genervt auf und Hevala erwidert meinen Gruß mürrisch mit einem: »Morgen!« »Ich mach mich mal nützlich«, spreche ich vor mich her, während ich die Füße auf den Boden setze, mich aufrichte und die Treppe hoch zu Franz steige. »Alles ruhig geblieben bis jetzt?«, erkundige ich mich. »Nichts los da draußen. Das Boot, das die Polizisten heute Nacht genutzt haben, liegt verlassen drüben am anderen Ufer«, klärt er mich auf. Auch er ist mir gegenüber in seinem Verhalten eher abweisend. »Leg dich 'ne Runde aufs Ohr«, schlage ich ihm vor, »Ich übernehme deinen Posten so lange.«

Ein paar Stunden vergehen. Nichts regt sich auf dem See. Auch die anderen drei bleiben mir fern. Immer wieder höre ich die knatschenden und knirschenden Holzstufen und -böden im Haus aber kein Schritt überschreitet die Schwelle des Dachbodens. Irgendwann entdecke ich am anderen Seeufer in der Nähe des verlassenen Polizeiboats, das Franz mir vorhin gezeigt hat, anfahrende schwarze Lieferwagen. »Leute!«, rufe ich laut nach

unten, »es geht weiter!« Nichts passiert. Ich hole tief Luft, um noch lauter auf mich aufmerksam zu machen: »Hey LEUTE!« Umgehend ertönen schnelle Schritte die Treppe hinauf. »Da draußen sind Autos angekommen. Sieht aus wie ein Sondereinsatzkommando«, beschreibe ich die Lage. Dabei fällt mir auf, dass Franz seinen anfänglichen Groll von heute Morgen überwunden hat und Schoppen unverändert recht freundlich auf mich zu sprechen scheint. Nur Hevala schaut mich immer noch argwöhnisch an. »Wir haben zwei Möglichkeiten«, verdeutlicht sie in einem unvoreingenommenen Ton, »a) wir ergeben uns und liefern den aus, den sie verhaften wollen oder b) wir kämpfen für unsere gemeinsame Autonomie. Ich muss sagen, dass es mir eigentlich egal ist.« »Echt?«, fragt Schoppen erstaunt, »ich hätte gedacht, dass du die erste bist, die sich für den Widerstand gegen die Bullen einsetzt.« Er pausiert kurz. »Also das ist kein Vorwurf oder so. Ich hätte das nur nicht erwartet. Grundsätzlich bin ich mit allem einverstanden, aber ich würde eher für die Verteidigung unseres jungen Widerstandsglücks stimmen.« Franz, sichtlich unbeeindruckt von Schoppens idealistischem, für ihn darüber hinaus sicherlich naivem, Vorschlag, meint: »Können wir nicht erstmal mit ihnen reden? Also ich kämpfe gerne für meine Ideale und ich setze mich auch auf jeden Fall für euch ein. Aber ich muss auch ehrlich zugeben, dass ich euch viel zu wenig kenne, als dass ich mein Leben jetzt innerhalb von 24 Stunden unwiderruflich vor die Wand fahre.« »Auch wenn es nicht meine Entscheidung sein sollte«, stelle ich meiner Meinungsäußerung voran, »weil ich uns erst in diese Lage versetzt habe, wäre ich auf jeden Fall beim Widerstand dabei.« Schoppen und ich richten unseren Blick auf Hevala, die daraufhin dem enthusiastischen Schoppen in die Augen schaut. »Ja komm«, willigt sie ein, »scheuchen wir die Bullen zurück in ihre Löcher! Franz, damit du dich nicht strafbar machst, kannst du einfach hier oben bleiben und den Überblick bewahren.« Ein Stein fällt

mir vom Herzen. »Unten im Gewölbe habe ich gestern Abend noch mehr Waffen gefunden«, merke ich an, »wenn wir uns wirklich verteidigen wollen, sollten wir uns da besser schnell bedienen.« Während Franz sich in der Dachspitze einrichtet, rennen wir kampfesmutig, fast euphorisch, die Treppen hinab. Im Gewölbe angekommen, sind Hevala und Schoppen von dem Waffenarsenal zunächst erschrocken. »Woher kommen die alle? Warum hat hier jemand ein so umfangreiches Lager eingerichtet?«, will Schoppen wissen. Hevala, die sich währenddessen bedient, kann sich den Umfang der Sammlung auch nicht erklären: »Keine Ahnung, aber das sind alles aktuelle Kriegswaffen«. Eingedeckt mit einer MP5 von Heckler und Koch, der Waffe auf dem RAF Logo, und einer Walther PPK, der ehemaligen Standardpistole der deutschen Bundeswehr, fordert sie uns auf, sich zu beeilen: »Es gibt da nicht viel zu überlegen: Ein Gewehr und eine Knarre.« »Ist das hier nicht das G36? Und das hier: ist das nicht die Uzi?«, will Schoppen wissen, worauf Hevala ihm stürmisch den Befehl gibt: »Leg das G36 weg, das ist viel zu sperrig! Nimm die Uzi und die P99, die da drüben liegt.« Ich greife mir währenddessen die oberste von einem Stapel Kalaschnikows. Schwer bewaffnet begeben wir uns ins Zwischengeschoss. »Franz, hörst du uns?«, rufe ich ihm zu. »Ausreichend!«, versichert er ebenso laut, »Die sind schon auf dem Weg hierher. Zwei Boote mit schwarz gekleideten Gruppen kommen aus Südosten.« Umso näher sie kommen, desto aufgeregter werde ich: »Die dürfen nicht landen, ohne dass wir sie willkommen heißen haben!« »Willst du schießen?«, fragt Schoppen unsicher. »Jeder zwischen die Augen von einem von denen ist potenziell ein ›Einzelfall‹ weniger«, antworte ich zynisch, »Im Ernst: wir sollten wenigstens einen Schuss neben die Boote ins Wasser setzen, damit die zumindest mental ein bisschen gebremst werden.« Ohne zu zögern feuert Hevala vier Schüsse in den See:

jeweils einen rechts und links von jedem Boot. Beide Boote drehen sofort ab.

Nach einiger Zeit, in der wir die Leute am anderen Seeufer beobachten, legt wieder ein Boot, besetzt mit nur einer Person, ab. Demonstrativ fährt es einen Bogen, sodass es mittig in unserem Sichtfeld quer zur Insel stehen bleibt. »Achtung! Achtung! Hier spricht die Polizei!«, krächzt es durch ein Megaphon über den See zu uns. Es ist wohl allen klar, dass wir es hier mit der Polizei zu tun haben. »Wenn sie kooperieren, wird ihnen nichts weiter geschehen. Herr Alexander Aaron Kraupp«, ich zucke zusammen, »ergeben sie sich freiwillig! Kommen sie unbewaffnet zum See und lassen sie sich festnehmen! Sie werden per internationalem Haftbefehl gesucht.« Ich ziehe meine Waffe an die Schulter, halte sie im Anschlag und visiere das Boot an. »Ihnen wird ...«. Ich drücke ab. Ein metallenes Geräusch hallt beim Aufschlag der Kugel auf die Bordwand über den See. Der stehende Polizist duckt sich. Als hätte ich ihn erschossen, fällt er ins Boot und greift in Deckung nach dem Schubhebel. Von meinem Blick über Kimme und Korn fokussiert, merke ich nicht wie Hevala den Lauf der Kalaschnikow greift und mir das Gewehr aus der Hand reißt. Mit der anderen Hand greift sie mein Kinn und zerrt es zu sich, um mir beim Schreien in die Augen blicken zu können: »Sag mal, hast du vollkommen den Verstand verloren? Bist du noch ganz dicht? Bevor wir hier weiter deinen Privatkrieg kämpfen, bist du uns 'ne Erklärung schuldig. Und beeil dich besser! Wenn du zu lange brauchst, können die dich auf das nächste Boot ohne Mühe direkt kampfunfähig aufladen.« Mit vorgehaltener Waffe treibt Hevala mich die Stufen zum Dachboden hinauf. »Setz dich dahin!«, kommandiert sie mich auf den Boden, »Leg los!« »Ich habe keine Ahnung, was du von mir willst?!«, versichere ich. »Wenn du nicht kalt sein willst, bis die Bullen das nächste Mal

diese Insel betreten, fängst du jetzt mit der Wahrheit an, Nora Aaron Alexander Arschloch«, droht sie mir. Noch scherze ich stumm in meinen Gedanken vor mich hin: »Eigentlich Kraupp, oder eben Sasha Hekler, wie du möchtest.« Um ihrer Drohung Gewicht zu verleihen—und das schafft sie auch sogleich—, drückt sie mir den Lauf an die Schläfe. Mir dem Ernst der Lage und mir meiner in die Enge gedrängten Position auf einmal bewusst werdend, schreie ich verängstigt: »Verfickte Scheiße, ihr kennt meine Geschichte doch?! Ich habe Wahlbetrug begangen. Die letzten fünf Jahre habe ich tausende Stimmen von Heimbewohnern in ganz Deutschland an Unternehmer und Politiker verkauft. Der Prozess war doch in den Medien. Mein Anwalt hat dann diese Forscherin aufgetrieben, die mit ihren Ergebnissen beweisen konnte, dass wir alle nur beeinflusste Tiere sind, die keine individuelle Schuld in sich tragen können. Daraufhin, aber vor allem, weil so viele Politiker in den Betrug involviert waren, die ich nicht mit in den Abgrund ziehen sollte, haben wir Kontakt zum Bundespräsidenten erhalten. Der Deal war schnell gemacht: ich werde begnadigt, darf mich auf diese Insel begeben und ein anarchisch autonomes Vorzeigeprojekt starten, das der humaneren Unterbringung von Sicherungsverwahrten dienen sollte. Im Gegenzug halte ich weitere Details zu den Stimmenkäufern geheim. Meinen Teil dieses Deals habe ich eingehalten; deshalb weiß ich, wie gesagt nicht, warum die Schweine hinter mir her sind.« Hevala, die in der Zwischenzeit ihre Waffe zwar nicht mehr auf meinen Kopf sondern nur noch auf den Bauch zielt, tritt wieder näher an mich heran, als sie fragt: »Und was ist mit den Waffenlieferungen?« »Welche Waffenlieferung?«, schmettere ich diese indirekte Anschuldigung direkt zurück. Dabei greift sie mit ihrer linken, noch freien Hand blitzschnell die Knarre aus dem Hosenbund und schießt neben meinem Fuß in den Holzboden, »Der nächste geht durch deine Kniescheibe, du elender Hurensohn!« »Woher weißt du von den Waffenliefe-

rungen?«, schreie ich, um mir Zeit zu verschaffen, meine Antwort zu sortieren. Meine Hoffnung, dass sie dabei die ihr bekannten Details offenbart, erfüllt sie umgehend: »Schau dich doch mal um: wir haben hier moderne Kriegswaffen in der Hand. Du kennst dich hier aus, wie in deiner Westentasche. Wem sollen diese Waffen gehören, wenn nicht dir? Die Bundesrepublik wird dich außerdem wohl kaum bewusst auf eine mit Waffen ausgestattete Insel schicken. Das hier ist dein Hof, dein Unterschlupf. Und wenn du nicht so ein hängengebliebener Opa wärst, hätte dir dein Smartphone heute Morgen mitgeteilt, was die Bullen von dir wollen! Die wollen dich wegen Syrien«, klärt sie mich, klärt sie uns auf. »Was war in Syrien?«, will nun auch Schoppen wissen. Franz, der weiter die Stellung an den Fenstern hält, wirkt zunehmend verstört von der bedrohlichen Situation. Nichtsdestotrotz erkenne ich sein aufmerksames Zuhören. »Okay, schon gut«, beginne ich, in dem soeben realisierten Bewusstsein, dass ich mich nur noch mit absoluter Offenheit retten kann. Ehrlich fange ich mein Geständnis an: »Lasst mich kurz den Hintergrund beleuchten: Wie ihr euch nach meinen Aktivitäten um den Stimmenhandel vielleicht denken könnt, betrachte ich demokratische Wettkämpfe zwischen Politikern und Herrschern als dümmlisches Schauspiel machtgieriger Persönlichkeiten. Das gleiche gilt aus meiner Sicht auch für Kriege. Die Beteiligten sind während des Machtkampfs so beschränkt, dass ihnen fast jedes Mittel recht ist, um einen Vorsprung gegenüber ihrem Rivalen zu erhaschen. Meine Rolle erlernte ich damals, als ich einen Posten im Vertrieb einer Werft, die Handels- aber auch Kriegsschiffe produzierte, innehatte. Mir wurde beigebracht, dass ich mir meine Geschäftsgrundlage unnötig abgrabe, wenn ich nur einer Partei zum Sieg ver helfe. Viel zielführender war es, so gaben es mir meine Kollegen und Vorgesetzten mit, alle Parteien gleichzeitig immer nur soweit zu unterstützen, dass ihre Gegner gezwungen waren, sich weiter

aufzurüsten. Nur so setzte sich ein ertragreiches Ping-Pong der Rüstungsnachfrage in Gang. Mit dieser Vertriebstaktik war ich auf dem Markt nicht allein. Ich konnte sie aber als Angestellter eines deutschen Unternehmens mit den wachsenden Handelsbeschränkungen nicht mehr ausreichend anwenden. Daher wurde ich selbstständig. Als Makler für Kriegsschiffe machte ich Millionen an einzelnen Verträgen. Aber auch dieser Markt geriet schleichend in die Hände der Kontrollbehörden. Die letzte Bastion, die uns Waffenhändlern immer blieb«—ohne es mit einem gewissen Selbstmitleid zu beschreiben, würde der für mich damals gefühlten Realität nicht gerecht werden—»war der Kauf und Verkauf von Kleinwaffen: einfach zu schmuggeln, vielfach im Umlauf, kaum große Unternehmen involviert, absolut unüberschaubar für die Behörden. Kriege, in denen Kleinwaffen eine ausreichend große Rolle spielten, gab es in den letzten Jahrzehnten aber immer weniger. Dann kam der Krieg in Syrien. Ein solcher Krieg ist für Waffenhersteller, und vor allem Waffenhändler wie mich, wie Ostern, Geburtstag, Zuckerfest, Chanukka und Weihnachten zusammen: überwiegend mit Infanterie geführt, keine Rechtsstaaten direkt beteiligt, eine auf Gleichgewicht zwischen beiden direkt in Konflikt stehenden Parteien ausgerichtete Politik der Unterstützerstaaten und eine geographische Lage wie auf dem Serviertablett: Mittelmeer in die eine Richtung und endlose Wüsten durchzogen von Grenzen zu instabilen Staaten in die andere Richtung. Der Effekt: Haufenweise, leicht schmuggelbare Kleinwaffen und Übermengen an Munition werden gebraucht; ein Kriegsende ist nicht absehbar, sodass der Bedarf konstant bleibt und sich die Reste der bleibenden Zivilgesellschaft zunehmend radikalisieren und in eine der vielen Milizen oder ins Militär begeben; kaum Transparenz, keine Journalisten aber unendliche Möglichkeiten, meine Produkte an die Männer und Frauen zu bringen. Dieser Krieg existiert praktisch nur damit und weil die Waffenindustrie ihre Pro-

dukte loswerden kann. Keiner wird dort den Fehler machen, das Regime oder seine Gegner übermäßig stark zu unterstützen. Meine Kunden waren die Kurden und das Regime. Ein paar gemäßigten Islamisten habe ich gelegentlich wenige Waffen, die ich bei den anderen nicht mehr loswurde, zukommen lassen.«

»Das Gefühl, die Wahrheit zu sagen, seine Motive zu erklären, anderen Menschen seine Seele zu offenbaren«, denke ich mit jedem weiteren Wort, »ist wohl die größte Befreiung, die man sich vorstellen kann.«

»Eins will ich aber noch betonen«, füge ich zu meinem Geständnis hinzu, »mir ist klar, wie asozial dieses Geschäft ist und, dass ich die Opfer viel zu lange ausgeblendet habe. Was mir aber gerade erst bewusst wird, ist das hinterlistige Spiel der Bundesregierung: die haben mich beim Stimmenhandel laufen lassen, damit die ganzen beteiligten Politiker ihre weiße Weste behalten können und nicht ans Messer geliefert werden, aber jetzt wollen sie mich packen, weil sie keine Kollateralschäden in den eigenen Reihen zu befürchten haben. Ich schwör' s euch: unter meinen Kunden waren alle: CDU, AfD und SPD-Politiker, ist ja klar, aber auch Menschen aus dem Umfeld der Grünen und Linken. Sogar die FDP war ...«

»Ist es dir eigentlich nicht zu doof, so vom Handel mit dem Tod zu schwärmen?«, raunt Schoppen mit schüttelndem Kopf vor sich hin. Auch Hevala hat sich von mir abgewendet. Alle drei schauen aus den Fenstern, um das Treiben der Polizei am anderen Seeufer zu beobachten.

Das Schweigen der anderen macht mich nachdenklich. Das noch eben empfundene Wohlgefühl der Offenbarung verhallt in der Unendlichkeit, wenn es auf keine Reaktion trifft. Ich schaue an mir herab. Ohne es bemerkt zu haben, zittert mein Körper ganz leicht. Nur an meinen Knien, die durch das Sitzen auf dem Boden angewinkelt vor meiner Brust frei schwingen, sehe ich diese Nachwirkungen meiner Aufregung. Der Blick schweift die

Beine entlang zum Boden, wo ich das Loch entdecke, das die Kugel aus Hevalas Pistole neben meinem Fuß durch ein massives Brett riss. »Es stimmt«, halte ich mir innerlich vor, »ich habe nie an die Opfer meiner Waffen gedacht. Es ist der Alltag und die Abschirmung unter Gleichgesinnten, die einem das Ausblenden der Realität erlaubt. Die Kohlebagger und Ölpumpen produzieren beim Umweltvernichten noch Energie, die Bullen schützen beim gewaltsamen Überschreiten ihrer Kompetenzen noch Unbeteiligte, Spirituosenhersteller, Brauereien und Glücksspielbetreiber bereiten vielen Menschen frohe Stunden während sie den Abhängigen ihren Weg ins Grab ebnen, Schlachthöfe sind der Ursprung von unendlichem Leid aber eben auch bezauberndem Genuss, Pharmakonzerne retten eigentlich Leben auch wenn sie dabei den Zugang zur Lebensrettung für einige erschweren, Nestlé stellt die Lebensmittelversorgung für Millionen von Menschen sicher während dafür jedoch ganzen Landschaften den Zugang zu Wasser abgegraben wird und Amazon ermöglicht eben einen einfachen Zugang zu Gütern wobei die vitalen Existenzen ganzer Branchen in den Ruin getrieben werden. Wir Waffenhändler schützen Menschen höchstens vor dem Leid, das wir selbst verursachen. Am liebsten würde ich meine Selbstreflektion laut aufsagen, um das Wohlgefühl der Offenbarung noch einmal zu spüren, aber vor allem, um mich zu rehabilitieren.

Plötzlich bewegt sich etwas. Hevala ergreift das Kommando: »Schoppen! Du schnappst dir Nora. Ihr geht nach unten und haltet euch bereit. Ich bleibe zunächst hier bei Franz, um mir einen Überblick zu verschaffen.« Ohne Widerworte—ohne irgendwelche Worte—begebe ich mich zum Treppenhaus. Schoppen, der sich vorher meine Waffe aus Hevalas Obhut besorgt, folgt mir nach. Im Zwischengeschoss lehnen wir uns durch zwei nebeneinander liegende Fenster. Endlich sehe auch

ich, was vor sich geht: Zwei Boote fahren wieder über den See zur Insel. Diesmal schlagen sie vom Ableger statt eines frontalen einen schrägen Kurs durch unser Blickfeld hindurch ein. »Bist du eigentlich blind oder so?«, fragt mich Schoppen vorwurfsvoll. Ohne, dass ich reagiere, erklärt er, worauf er hinaus möchte: »Hast du dir bis jetzt keine Gedanken über die Hintergründe von uns gemacht? Klar, Franz hat sich vom ersten Moment an nackt gemacht und meine Geschichte aus der Sicherungsverwahrung wegen Brandstiftung ist nicht sonderlich spannend. Aber Hevala?!« Ahnungslos fordere ich ihn auf, die Antwort auf seine rhetorische Frage zu geben: »Was ist mit Hevala?« »Du Vollidiot hast vorhin damit geprahlt, was für ein cleverer, durchtriebener Waffenhändler du bist. Dass deine Taktik außer dir nur Verlierer verursacht, sollte dir ja wohl bewusst sein?!« »Das war wirklich nicht besonders feinfühlig, ich weiß«, gebe ich zu, »aber was hat das mit Hevala zu tun?« »Nicht feinfühlig? Du hast damit deine eigene Entmenschlichung offenbart. Müssten wir gerade nicht unseren eigenen Arsch retten, hätte ich dir an Hevalas Stelle schon nach der ersten dummen Nachfrage eine Kugel durch den Kopf gejagt. Dass Hevala es nicht getan hat, kann ich bis jetzt nicht nachvollziehen«, immer ungeduldiger warte ich darauf, dass er mir erklärt, was an Hevalas Hintergrund bedeutend ist. »Sie ist zwar genauso ein Weißbrot, eine Kartoffel, wie du und ich, aber doch erstaunlich gebräunt. Sie ist erfahren im Umgang mit Kriegswaffen. Sie kennt sich mit anarchistischen Konzepten besser aus als jeder andere von uns. Und sie heißt ›Hevala‹«, zählt er auf. »Über den Namen habe ich mich wirklich gewundert«, stimme ich ihm zu, »für mich klang das die ganze Zeit wie ›Walhalla‹«. Schoppen blickt nach unten, schüttelt mit dem Kopf und lächelt ernüchtert. »Sehr dumm«, stöhnt er vor sich hin, »sehr, sehr dumm bist du! ›Heval‹ ist kurdisch für ›Freund‹ oder ›Kamerad‹. Sie hat in Rojava gekämpft, in

Fraueneinheiten gegen ISIS, gegen Assad, gegen die Türkei. Gegen deine Kunden.« »Aber auch *als* meine Kundin«, schwirrt es mir rechthaberisch durch den Kopf. Dabei verkneife ich mir jede Regung im Gesicht, die meine selbstgefällige Art, die nicht mal jetzt dazu in der Lage ist, Ernsthaftigkeit an den Tag zu legen, offenbaren könnte. »Du hast nicht mal einen Grund gehabt, dort zu kämpfen, kein Motiv, keine Agenda, keinen Plan, keinen Gegner, keine Utopie. Du hast nur Geld verdient. Und dann stellst du dich als Opfer der Bundesregierung dar. Als Opfer der Regulierungsbehörden. Als Opfer einer friedlicher werdenden Welt. Was hast du getan, um solche Dinge in vollem Bewusstsein von dir zu geben? Mach dir mal klar, unter welchen Bedingungen eine Fraueneinheit der Kurden in Syrien gegen Assad oder den IS kämpft. Und dann stell dir vor, jemand berichtet stolz davon, seinen Gewinn dadurch zu maximieren, dass er es geschafft hat, deinem menschenfeindlichen Gegner in dem Maße Waffen zu liefern, dass deine eigene Einheit nicht verliert, aber so weit geschwächt ist, dass sie selbst wieder an deinem Tropf hängt.« Es passiert immer wieder, dass man sich für unangebrachte Verhaltensweisen, für peinliche Momente, für unangenehme Begegnungen so sehr schämt, dass man den Beteiligten nie wieder unter die Augen kommen möchte; dass man sogar darüber nachdenkt, es wäre besser, das Leben ginge zu Ende. Jetzt wünsche ich mir wirklich, dass Hevala aus Versehen abgedrückt hätte, bevor ich begann, den Mund aufzumachen. »Guck wenigstens hin«, ermahnt Schoppen mich mit dem Blick auf den See, »die verschwinden hinterm Wald.« Die beiden Boote ziehen im Halbkreis gegen den Uhrzeigersinn um die Insel, wo sie hinter den Wipfeln einiger Nadelbäume das Sichtfeld verlassen. »Wir müssen raus«, stelle ich fest. Schnell springe ich auf, renne die Treppe hinab durch die große Stube hinaus auf die Wiese vor dem Hof. In meinem Rücken höre ich Schoppens Schritte. Hinter einem umgekippten Baum finde ich einen Platz

von wo aus die Boote so lange sichtbar sein werden, bis sie die Insel noch einmal halb umrundet hätten. Ich lege mich hinter dem Stamm auf den Bauch und visiere das vordere Boot an. Schoppen, der sich kurz danach zwanzig Meter schräg vor mir hinter einem Stamm zu Boden wirft, rufe ich zu: »Nimm du das hintere Boot!« Als die beiden Boote weniger als hundert Meter von unserem Ufer entfernt sind, gebe ich das Kommando: »Feuer!« Wir schießen mehrere Salven auf die Boote. Die Besatzung kniet sich daraufhin schützend hinter die Bordwand und erwidert schließlich das Feuer. Ich ziele immer wieder auf den Außenborder und das Heck. Als sie das bemerken, dreht der Schiffsführer das Boot zunächst so, dass der Bug zu mir zeigt. Einer oder mehrere meiner Schüsse durchschlagen den Rumpf nahe der Wasseroberfläche. Die Besatzung bemerkt panisch das durchs Leck einlaufende Wasser. Sich schützend fährt mein Boot in die Deckung des anderen, um das sich Schoppen kümmert. Plötzlich knallt eine Kugel direkt hinter mir in einen Baum. Der Schuss, so stelle ich verwirrt fest, ertönte nicht vor mir auf dem See, sondern links über mir. Ich schaue nach oben zum Dachfenster, aus dem Hevala mit dem Gewehr in meine Richtung zielt. Aus dem Lauf sticht die Flamme eines weiteren Schusses, der mich wieder verfehlt, sodass er in den gleichen Baum trifft. Unter Schock springe ich auf, um unterm Dach des Hofes, wo mich Hevala nicht sehen kann, in Deckung zu gehen. Bevor ich das Dach erreiche, höre ich einen lauten Knall direkt hinter mir. Alles fiept, mir ist schwindelig, ich habe die Orientierung verloren. Um mich herum pulsiert alles, mein Blickfeld verengt sich, meine Ohren sind betäubt von gleichzeitigem Dröhnen und Surren. Nur weil mein Körper schon in die Richtung beschleunigt war, stolpere ich unkontrolliert zur Hoftür. Die Tür öffnend, hinter mir Schüsse hörend, sehe ich mich auf den Boden der Stube fallen.

Das Opfer



»Haben die beiden alles unter Kontrolle«, erkundige ich mich bei Franz, der stoisch durchs Fenster blickt. Da mir sein Lagebericht wahrscheinlich zu ungenau sein wird, schaue ich ihm über die Schulter: immer noch sind die beiden Boote hinter dem Waldstück verschwunden. Schoppen und Nora schießen durch den lichten Nadelwald hindurch. »Sieht so aus als kämen sie klar«, fasst Franz die Situation zusammen. Schon vor ein paar Minuten ist mir genau auf der anderen Seite des Sees, im Westen, Bewegung am Ufer aufgefallen. Ich werfe erneut einen Blick durch das gegenüberliegende Fenster. Nichts. Natur, See, Wald, Wiese, Ufer. Im Hintergrund Noras und Schoppens Schüsse. Im Vertrauen darauf, dass Franz trotz seiner Gelassenheit auf meine Hilfe beim Ausguck gen Osten verzichten kann, behalte ich den westlichen Teil der Insel im Blick. Der Anschein der Regungslosigkeit auf dieser Seite setzt Gedanken in mir frei. Auch wenn mir in allen ähnlichen Situationen immer wieder antrainiert wurde, dass das Reflektieren einer Situation noch vor Erfolg oder Misserfolg des Geschehens fatale Hemmungen auslösen kann, bin ich nicht fähig, die sich anbahnende Katastrophe auszublenken. In den USA, so erinnere ich mich, belagerte die Polizei in den neunziger Jahren das Areal einer Sekte, die sich der Kontrolle staatlicher Organe entziehen wollte. Auch wenn von den Sektenmitgliedern keine unmittelbare Gefahr für Unbeteiligte ausging, hielten die Behörden über 50 Tage lang an der Belagerung fest. Schließlich drangen sie mit Panzern in die belagerten Gebäude ein, leiteten tonnenweise Reizgas in die Räume, in denen sich die Verschanzten aufhielten, und nahmen in Kauf, dass schließlich mehr als 80 Menschen zu Tode kamen. Den offensichtlichen Unterschied zu deutschen Strafverfolgungsbehörden überblende ich mit Erinnerungen an einen jungen Mann,

den Polizisten vor ein paar Jahren im Schwarzwald bewaffnet antrafen. Seine Bewaffnung war Grund genug, ihn fünf Tage lang mit Hilfe von tausenden Beamten jagen zu lassen. Weder hatte er jemanden verletzt, noch hatte er Gebrauch von diesen Waffen gemacht. Er wollte einfach in Frieden gelassen werden. Schließlich wurde auch sein Widerstand gebrochen. Wir hingegen haben mit Kriegswaffen auf Polizisten geschossen. Wir sind zu viert. Uns gegenüber werden in den kommenden Tagen eine stetig wachsende Armada an staatlichen Kräften stehen. Es ist ganz offenkundig, dass wir hier mit höchster Wahrscheinlichkeit nicht rauskommen, ohne zu sterben oder verhaftet zu werden. Den Wert unseres Widerstands kann ich nicht entdecken. Wir verteidigen einen Waffenhändler, der für das Leid von Millionen von Menschen verantwortlich ist. Ich schaue vom Dach herab auf den Stamm, hinter dem Nora im Dreck liegt. Unter der Annahme, dass sein Verhalten tief in seiner Persönlichkeit verankert ist, würde ein Schuss, oder nur das Abwarten, bis die Bullen ihn gefasst haben, einer Erlösung der Menschheit von einem Tyrannen gleichen. »Klick«, tönt es durch meinen Kopf, als ich mir das Geräusch vorstelle, das der Hammer macht, wenn er durch das Drücken des Abzugs auf die Patrone gejagt wird. Es wäre vorbei für ihn. Er wäre still. Sein Gehirn würde einfach aufhören zu denken. Das kontinuierliche Bewusstsein in diesem Körper wäre endgültig zu Ende. »Niemand darf mir etwas nehmen, das mir von allein gegeben ist. Dazu gehören insbesondere das Leben selbst, die Freiheit mich zu bewegen, die Freiheit zu denken und zu sprechen«, lautet der erste Artikel unseres Manifests. Auch ich habe nicht das Recht, Nora auszulöschen. Genauso wenig ist es das Recht der Polizei, Nora zu inhaftieren. Sie können sich und andere vor ihm schützen, sie können ihn außer Gefecht setzen, wenn er unmittelbar im Begriff ist, anderen zu schaden. Sie können ihm Hilfe anbieten, gesellschaftskompatible Verhaltensmuster zu erlernen. Sie können ihn

durch den Entzug staatlicher Garantien sanktionieren, um ihn durch seine gesellschaftliche Isolation dazu zu zwingen, beim Erlernen dieser Grundlagen des Miteinanders zu kooperieren. All das nimmt ihm keine seiner immanenten Rechte. Aber keiner hat das Recht, ihm Freiheiten zu nehmen, die ihm von Natur aus gegeben sind: sein Leben und sein freies Bewegen.

Über dem verlängerten Lauf durch Kimme und Korn hindurch ist sein Kopf im Zentrum meiner Wahrnehmung. Noch immer wäre ich in der Lage, dem Ganzen ein Ende zu setzen. Auf einmal sehe ich direkt hinter ihm im Wald ein Rascheln. Direkt schieße ich auf den Baum, hinter dem ich die Regung wahrgenommen habe. Noch ein Schuss an den gleichen Baum. Nora hat mich bemerkt. »Lauf, du Idiot! Lauf!«, denke ich. Aber bei dem Lärm der durch die Luft fliegenden Schüsse würde er mich nicht hören. Es ist ein schwerbewaffneter Bulle, der sich nach meinen Schüssen wenige Meter zurückgezogen hat. Er zückt einen Gegenstand aus seinen Taschen, zieht mit der anderen Hand daran—eine Granate. Ich schalte um auf Dauerfeuer und halte drauf. Ich treffe mindestens einmal sein Bein. Die Granate rollt dahin, wo Nora gerade noch lag. Um mich der Entschärfung der Lage zu versichern, blicke ich zurück zum Beamten in den Wald: Er humpelt davon. Auch Nora, so sehe ich mit meinem zweiten Blick an der Dachkante entlang, torkelt vom Ort des Geschehens weg. Ich schließe meine Augen und ziehe meinen Oberkörper aus dem Fenster, um nicht der Wucht der Granate ausgesetzt zu sein. Ein dumpfer, ohrenbetäubender Lärm erfüllt die Insel. Die Druckwelle ist aber viel zu gering für die Explosion einer Handgranate. Der erneute Blick aus dem Fenster bestätigt meine Vermutung, dass es sich nur um eine Blendgranate handelte. Schoppen, der bis gerade noch konzentriert auf die Boote feuerte, schaut mich ahnungslos an. Mit einem aus Daumen und Zeigefinger geformten Kreis halte ich meine Hand in die Luft,

um ihm zu symbolisieren, dass die Gefahr vorerst gebannt ist. Er bestätigt meine Lageeinschätzung, indem er in seiner freien Hand ebenfalls Daumen und Zeigefinger zusammengedrückt. Über meine Schulter höre Franz von hinten flüstern: »Ich hätte es nachvollziehen können, wenn du ihn ans Messer geliefert oder erschossen hättest.« Verständnissvoll schaut er mich an, als ich mich zu ihm drehe: »Aber ich war mir sicher, dass du so handeln würdest, wie du es gemacht hast.« »Ich nicht«, kläre ich ihn auf. Hinter seinem Kopf im Fenster erscheinen die Boote auf dem See. Sie fahren mit hoher Geschwindigkeit zurück ans andere Ufer. »Sie ziehen sich wieder zurück«, bestätigt Franz mit ausgestreckter Hand an mir vorbei in Richtung Osten. Als ich mich umdrehe, sehe ich noch, wie der verwundete Polizist am Strand ein Boot betritt und ebenfalls das Weite sucht. Mich blendet dabei die untergehende Abendsonne. »Heute werden sie wohl nicht mehr angreifen, hoffe ich«, beruhige ich Franz. Seine anfängliche Verängstigung aufgrund der für ihn ungewohnten Situation hat sich allerdings anscheinend so weit verflüchtigt, dass es dieser Beruhigung nicht mehr bedarf.

Ein paar Minuten später kündigt sich Schoppen durch das bei Steigen der Holztreppe verursachte Knatschen an. Er bringt Teelichter und eine Flasche Wein mit. »Hab' ich im Gewölbe zwischen den Waffen gefunden«, erzählt er uns stolz. Wir setzen uns zu zweit auf den wohnlichen Holzboden, zünden die Kerzen an und trinken den Wein direkt aus der Flasche. »Nur, dass ihr mich nicht falsch versteht«, erkläre ich mich, »Nora ist für mich menschlich mindestens vorübergehend gestorben. Egal, was ihr mit ihm vorhabt, ich werde mich von ihm fernhalten, bis er mir glaubhaft zeigt, dass er sich selbst, seine Geschichte, sein Verhalten, seine Einstellungen, seine moralischen Grundsätze aufgearbeitet hat. Diese Insel ist aber nicht die Nora-Insel. Diese Insel ist die schwarze Oase. Wir haben uns das Manifest gegeben, um

eine Utopie zu realisieren. Jeder, der daran teilhaben will, ist willkommen. Auch Nora will ich nicht verbannt haben—dazu sehe ich mich nicht berechtigt. Aber ich gewähre ihm nichts über das Mindeste hinaus.« Unter starker Zustimmung von Franz, drückt Schoppen sein Verständnis aus: »Ich steh auf deiner Seite. Vermutlich wäre ich nicht so gutmütig gewesen.« »Wie geht es ihm?«, erkundigt sich Franz. »Wahrscheinlich ist er nur bewusstlos. Die Blendgranate hat ihm ordentlich zugesetzt. Beim Stolpern durch die Tür ist er fast ohne Halt mit dem Kopf auf den Fußboden geprallt. Ich hab' ihn aufs Sofa gelegt. Vielleicht kommt er bald wieder zu sich.«

Nachdem wir die Hälfte der Flasche geleert haben, schlürft Nora die Treppe hoch. »Ich sollte vermutlich am besten tot sein«, sind seine ersten Worte. Keiner reagiert darauf. Nach kurzer Stille beginnt er sich zu rechtfertigen und zu entschuldigen: »Die letzten 24 Stunden haben mein unzureichendes Weltbild auf den Kopf gestellt. Und mein Schädel brummt. Ich bin verwirrt, aber ich weiß, dass ich um Verzeihung bitten möchte. Mein ganzes Leben bin ich vor Menschlichkeit geflohen. Mein ganzes Leben lang habe ich mich mit Hilfsmitteln ermächtigt, um nicht in die Abhängigkeit der Akzeptanz und Solidarität meiner Mitmenschen zu fallen. Ich musste nie darüber nachdenken, dass Macht ein Kartenhaus ist, weil sie mich versorgt hat. Menschen, dachte ich, bräuchte ich nicht.« »Es ist ehrenwert, vielleicht aber auch nur das Mindeste, dass du uns die Hand reichst und uns an deinem Selbstfindungsprozess teilhaben lassen möchtest«, vermittelt Franz, »aber sei dir darüber im Klaren, dass die letzten 24 Stunden auch unsere Perspektive auf dich geprägt haben. Wir drei sind uns einig darüber, dass wir unsere nächsten Schritte ohne dich gehen werden. Dir steht sicherlich das Nötigste an Versorgung zur Verfügung, aber darüber hinaus solltest du vorerst nicht mit unserer Solidarität rechnen. Wenn du Unterstüt-

zung von uns brauchst, setz dich bitte mit mir in Kontakt. Du wirst Verständnis dafür haben, dass Hevala auf deine Gesellschaft übergangsweise verzichten möchte.« Bis zum letzten Satz zeigt er sich einsichtig. Verwundert will er dann aber feststellen: »Die wollte mich vorhin doch abknallen? Warum stellt sie solche Ansprüche?« »Du bist wirklich einfach nur dumm«, flucht Schoppen, »egal wie realistisch dieser Gedanke für dich scheint, ist doch genug dafür passiert, dass du das Bedürfnis nach Distanz einfach wortlos erfüllst?! Stell dir einfach vor, Franz' Aussage ist das im Konsens verfasste Urteil des Prozesses unserer, aus Franz, Nora und mir bestehenden, Anarchokommune. Nimm es hin und sei demütig!« »Ehrlich gesagt, habe ich gedacht, dass das Verfahren zu meinem Wahlbetrug der letzte Prozess für mich würde«, murmelt Nora. Daraufhin platzt auch Franz der Kragen: »Kannst du nicht einfach mal deine Schnauze halten? Hevala hat mit ihren Schüssen einen Bullen verjagt, der dich ansonsten von dieser Insel in den Knast transportiert hätte.« »Ist schon okay«, beschwichtige ich, »er muss ja nicht seinen Charakter auf Links drehen, um Verhaltensformen anzunehmen, die sich mit unseren vertragen. Aber Abstand wäre sicherlich angebracht.« Wortlos nickt er.

In mir macht sich Mitleid breit. Mitleid mit einem Mann mittleren Alters, der sein Leben lang vor dem Schmerz davongelaufen ist, den das Erlernen gesellschaftlicher Normen mit sich bringt. Einem Mann, dem nie gezeigt wurde, dass man sich zum Überdenken und Reflektieren seiner Lebenszeit Pausen nehmen muss. Einem Mann, der offenbar nie Kontakt mit einem Umfeld hatte, das ihm straffrei Grenzen aufgezeigt hat. Einem Mann, der soziokulturell in der Entwicklungsstufe eines Teenagers stecken geblieben ist. Der trotzig, selbstgefällig, empathielos und gedankenlos durch die Welt geht. Es gibt viele dieser Menschen, die ihre Interaktion darauf optimiert haben, dass sie durchs Leben

kommen, dass sie sich durchsetzen können, dass sie Schmerz vermeiden, dass sie Zufriedenheit spüren. Die ihre Interaktionen aber nie grundsätzlich hinterfragt haben und gegen grundlegende Rechtfertigungsgründe geprüft haben. Sie sind sich ihres Fehlverhaltens gar nicht bewusst, weil sie es durch das gleiche Fehlverhalten anderer gespiegelt und bestätigt bekommen. Es wird akzeptiert, weil es für eine kritische Masse funktioniert. Diejenigen, für die es nicht funktioniert, die darunter leiden, verschwinden aus dem Blickfeld dieser Menschen, oder tauchen darin gar nicht erst auf. Wir hier im Westen haben dieses Muster institutionalisiert. Wir stellen uns individuell nicht mehr die Frage, welches Verhalten gerechtfertigt wäre. Dafür haben wir eine Justiz. Dass durch unseren Lebensstil der Großteil der Weltbevölkerung leidet, betrachten wir als historische Notwendigkeit oder natürliche Begebenheit. Wir reden uns ein, dass wir es uns durch Fleiß verdient hätten. Die Erbärmlichsten unter uns Menschen scheiden den Rest der Welt einfach von uns ab, indem sie in Kategorien wie Völkern, Nationen, Ländern, Staaten, Kulturen oder Rassen denken. Dieser Mann ist nur ein Extrembeispiel der menschlichen Gedankenlosigkeit, der Kultur des Akzeptierens und des Nichthinterfragens. »Weißt du, Nora, ich glaube nicht an Schuld. Ich glaube nicht daran, dass du absichtlich böse bist. Ich glaube nicht, dass du von allein begonnen hast, das Leid deiner Opfer zu ignorieren. Ich glaube deshalb auch nicht, dass du dich dem Sog des Geldes und der Macht freiwillig ausgeliefert hast. Ich glaube nicht, dass dein Ich die Wahl hatte, sich dafür zu entscheiden, unreflektierte Sätze aus deinem Mund zu posaunen. Du bist einfach nur das Ergebnis deiner Erfahrungen, deiner Konditionierung. Es ist keine Strafe, dass ich, dass wir Abstand von dir möchten. Es ist einfach nur Selbstschutz. Wir stehen aber bereit, dich dabei zu unterstützen, deinen Erfahrungsschatz zu erweitern. Es fällt schwer, zu akzeptieren, dass du keine Schuld hast, keine Eigeninitiative,

keine Wahl. Die ganze Welt scheint zu hoffen, dass ihr Bewusstsein etwas übernatürlich Freies ist, das sich den Naturgesetzen entziehen kann. Es ist simpel, alles Unsichtbare, alles Unbegreifbare, alles Unverständliche mit Göttlichem zu erklären. Das liegt in der Geschichte des Menschen: Astronomie, Wetter, Evolution, unser Schicksal, unser Bewusstsein, unser Tod. An die Grenzen unseres Wissens oder unseres Verständnisses haben die Menschen immer Gott gesetzt, weil wir mit Nichts, Unwissen und Ohnmacht nicht umgehen können. Wir sind aber, darüber habe ich keinen Zweifel, nur Körper, die ihr eigenes Leben ohne Kontrolle selbst beobachten können. Ich bin an dieser Ohnmacht fast zerbrochen. Fatalismus, Nihilismus, sich dem Strom der Zeit ziel- und planlos hinzugeben liegt nahe, wenn man entdeckt, dass man es sowieso nicht ändern kann. Es fällt aber leicht, dein Leben zu gestalten, wenn du dieser Tatsache Glauben schenkst. Du bist das Resultat deiner Einflüsse. Such die Einflüsse, von denen du dir Erkenntnis erwartest. Spreize deine Einflüsse, damit du nicht festfährst, sondern Widersprüche entdecken kannst. Such nach Erkenntnissen, die für dich allgemeingültigen Charakter haben. Ruh dich nicht auf Erfahrungen aus, die sich bewährt haben. Überprüfe immer wieder, ob du eine natürliche Rechtfertigung finden kannst, die dein Verhalten bestätigt. Die Welt ist voller natürlicher, unumstößlicher Regeln, auf denen du das Fundament deiner Realität verankern kannst. Die gesamte Mathematik ist nichts anderes als die Beschreibung natürlicher Regeln. Unser Manifest, das wir durch möglichst natürliche Rechtfertigungen erlangt haben, kann dir als Startpunkt dienen. Vermeide Einflüsse, die dir keine Rechtfertigung liefern können. Und wenn du soweit bist, dass du eine gefestigte Struktur geschaffen hast, mach dir das Wissen, dass alle Menschen nur das Resultat ihrer Einflüsse sind, zunutze. Such nicht nach der Schuld der anderen, sondern nach den Ursachen, die sie zu ihrem Verhalten veranlagt haben. Erkenne die Gefahr von mäch-

tigen Einflussmonopolen, wie der Werbeindustrie und der Medien. Beeinflusse die Menschen zum Guten. Sei ein Vorbild. Aber sei es erst dann, wenn du dir sicher bist, dass du Egoismus, Narzissmus, Egozentrismus, Selbstmitleid, Ignoranz, Arroganz und andere verletzende Eigenschaften unter Kontrolle hast, und zeig stattdessen Altruismus, Respekt, Empathie, Großherzigkeit, Vergebung, Toleranz, Wärme, Liebe und all das, was zu einem Miteinander statt einem Nebeneinander oder einem Alleine beiträgt. Wenn du das Privileg hast, dass deine Würfel dich auf deinem Weg entdecken lassen, dass es diese Würfel gibt, hast du die Chance, diesem, deinem Weg einen Sinn zu stiften. Lang lebe die schwarze Oase!«